Deutsches Lesebuch

für

das dritte Schuljahr

von

Heinrich Pickel,

Lehrer an der 3. Vorbereitungsklasse der Handelsschule in Nürnberg.

Nürnberg,

Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.

1856.

Schnellpressendruck von B. J. Mäsch in Nürnberg.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.
Prosaische Lesestücke.

Zweite Abtheilung.

Gedichte.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

1. Der treue Hund.

Ein Kaufmann verlor auf einer Reise seinen Mantelsack. Sein Pudel hatte es bemerkt und wollte den Herrn zurückhalten. Er bellte daher sehr, sprang am Pferde hinauf und biß es, um es zum Umkehren zu zwingen. Da meinte der Kaufmann, der Hund sei toll, und schoß ihn todt. Nach einiger Zeit wurde er seinen Verlust gewahr, er ritt zurück, fand den Mantelsack und auf demselben seinen Pudel, der, dem Tode nahe, ihm noch die Hand leckte. Tief betrübt bereuete er seine zu rasche That, die dem treuen Thiere das Leben gekostet hatte.

---

2. Der Rekrut und das Schilderhaus.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus von unten und oben, von vorn und hinten, wie ein Förster, der einen Baum, oder ein Schlächter, der ein Stück Vieh schätzt. Endlich sagte er: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten haben, daß den ganzen Tag Einer da stehen und ihn hüten muß.“ Denn er dachte, er stehe da des Schilderhauses wegen, und nicht das Schilderhaus seinetwegen.

---

3. Eulenspiegel und der Wanderer.

Eulenspiegel gieng einst über Land. Da kam ein Wandersmann und sprach: „Guter Freund, wie lange hab' ich noch bis zur Stadt zu gehen?“ — Eulenspiegel antwortete: „Geh!“ — Der Wanderer dachte: Dieser Mensch ist ein Narr! und gieng

weiter. Da rief ihm Eulenspiegel nach: „Freund, in zwei Stunden kannst du die Stadt erreichen!" — Der Wanderer blieb stehen und fragte: „Warum hast du mir denn das nicht vorher gesagt?" — Eulenspiegel antwortete: „Mußte ich denn nicht erst sehen, wie schnell du gehst, wenn ich dir sagen soll, wie lange du bis zur Stadt gehen wirst?" —

---

4. Hacke und Stiel.

Die Hacke hatte sich einmal mit ihrem Stiele veruneinigt, und jedes lag in einer andern Ecke und schmollte. Sonst hatten sie ihre Arbeit zusammen gethan und hatten sich niemals getrennt und waren dabei blank und glatt geblieben; aber nun war keines zu brauchen, weil das andere fehlte. Wären sie vernünftig gewesen, sie hätten sich wieder versöhnt und mit einigen Hammerschlägen wären sie wieder vereinigt gewesen. Allein die Hacke sagte: „Ich will doch dem dummen Stiele keine guten Worte geben", und der Stiel brummte vor sich hin: „Die unleidliche Hacke kann lange warten, bis ich ihr wieder komme." Kurz, es blieb ein jedes in seiner Ecke und trotzte. Aber was geschah? Nach einiger Zeit kam der Herr und sah, dass die Hacke ganz verrostet und kaum noch zu brauchen war. Da sprach er zur Magd: „Geh, wirf die Hacke unter das alte Eisen, sie ist doch nichts mehr werth. Wenn der Trödler kommt, mag er den Quark für ein paar Pfennige mitnehmen." Als er darauf auch den Stiel in seiner Ecke fand, sagte er zu der Magd: „Das Holz da nimm mit in die Küche und verbrenne es, ehe es ganz modrig wird. Morgen aber gehe zu dem Schlosser und bestelle uns eine neue Hacke mit einem neuen Stiele."

---

5. Der Fuchs und der Igel.

Ein stolzer Fuchs besprach sich mit dem Igel und fragte ihn, wie er es mache, wenn ihn die Hunde verfolgten. „Ich habe

dann einen einzigen Kunstgriff!" antwortete der Igel ganz bescheiden.

„Einen einzigen? Ja freilich, dann bedaure ich dich; denn ich habe deren doch wenigstens hundert."

So prahlte der Fuchs, und in eben dem Augenblick hörten sie die Hunde bellen, sahen, bevor sie entfliehen konnten, Jäger herbeieilen. Der Igel rollte sich in eine Kugel zusammen. Ueberall war er nun stachlicht. Die Hunde bissen sich an ihm blutig.

Abgeschreckt dadurch giengen sie auf den Fuchs los. Vergebens nahm dieser zu List und Seitensprüngen seine Zuflucht. Er machte freilich den Hunden ihren Sieg schwer, aber er ward doch endlich erhascht und gewürgt.

„Ach!" seufzte der Igel, der von fern zusah, „ach, daß er noch lebte! Jetzt würde er eingesteh'n, daß Eine Kunst, recht erlernt, besser als hundert nichtige sei."

---

6. Die Nachtigall und die Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur Ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „Ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und möchte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sei doch so gut und leih mir deins dazu! Ich bring dir's morgen wieder." Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du's nimmer mehr finden!"

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busche eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinauf zu kriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

---

7. Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben sein und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen." Der Esel traktirte sich mit den ersten, besten Disteln in der Nähe, und, nachdem er sich gesättiget, legte er sich hin und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fieng an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. „Ach!" dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!" Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war und sich so müde getummelt hatte, daß ihm für jetzt

die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinnigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben und dadurch die Früchte derselben verlieren.

---

8. Die Glieder des menschlichen Leibes.

Die Glieder des menschlichen Leibes wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füsse sagten: Warum sollen wir allein euch andere alle tragen und fortschleppen? — Schafft euch selbst Füsse, wenn ihr gehen wollt! Die Hände sagten: Warum sollen wir allein für euch andere alle arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht! Der Mund brummte: Ich müsste wohl ein Thor sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; er schaffe sich selbst einen Mund, wenn er einen nöthig hat! Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, dass sie allein für den ganzen Leib beständig auf der Wache stehen und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und einer kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? — Da die Füsse nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, gerieth der ganze Körper binnen einigen Tagen in einen so grossen Verfall, dass alle Glieder zu welken und nach und nach abzusterben anfiengen. Da erkannten sie ihre Thorheit, und wollten sich von Neuem zur gegenseitigen Dienstbarkeit verbinden; aber es war zu spät. Der Leib konnte bei solcher Entkräftung nicht mehr erquickt und wiederhergestellt werden, und so wurden alle Glieder ihrer Empörung wegen gestraft.

---

9. Wolf und Lämmlein.

Ein Wolf und Lämmlein kamen von ungefähr beide an einen Bach zu trinken; der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein

aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?“ Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? trinkest du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben.“ Der Wolf sprach: „Wie? fluchst du mir noch dazu?“ Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir nicht.“ Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater that mir vor sechs Monaten auch ein solches.“ Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal noch nicht geboren gewesen; wie soll ich meines Vaters Schuld entgelten?“ Der Wolf sprach: „So hast du aber meine Wiesen und Felder abgenaget und verderbet.“ Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich? habe ich doch noch keine Zähne.“ „Ei,“ sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, will ich doch heute nicht ohne Mahlzeit bleiben“, und würgete also das unschuldige Lamm und fraß es.

10. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte: „Er ist gescheidt und wohlerfahren, und gilt viel in der Welt“, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's? wie steht's? wie schlagt ihr euch durch in dieser theuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmuthes voll, sah sie an von Kopf bis zu Füßen und wußte lange nicht, ob er ihr eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „O du armseliger Wicht, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? du unterstehst dich zu fragen, wie mir's gehe? was weißt du? wie viel Künste verstehst du?“ „Ich verstehe nur eine einzige“, antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?“ fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten.“ „Ist das Alles?“ sagte der Fuchs; ich bin Herr über hundert Künste und habe überdieß noch einen ganzen Sack voll Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht.“ Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang

behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Aeste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!" rief ihm die Katze zu, aber die Hunde hatten ihn schon gepackt, und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs," rief die Katze, „ihr bleibt mit euern hundert Künsten stecken. Hättet ihr hinauf kriechen können, wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen."

---

11. Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hiess, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so dass er nichts mehr fest packen konnte. Zu einer Zeit stand der Bauer mit seiner Frau vor der Hausthür und sprach: „Den alten Sultan schiess ich morgen todt, der ist zu nichts mehr nütze." Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Thiere hatte, antwortete: „Da er uns so lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, so könnten wir ihm wohl das Gnadenbrod geben!" „Ei was," sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheidt; er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt."

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte Alles mit angehört und war traurig, dass morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er Abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter," sagte der Wolf, „sei gutes Muthes, ich will dir aus deiner Noth helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau in's Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit, weil Niemand im Hause zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen; leg dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde heraustraben und das Kind rauben; du musst mir eifrig nachspringen, als wolltest du mir es wieder abjagen. Ich lasse es

fallen, und du bringst es den Eltern wieder zurück; die glauben dann, du hättest es gerettet, und sind viel zu dankbar, als dass sie dir ein Leid anthun sollten; im Gegentheil, du kommst in völlige Gnade, und sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen."

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, als er den Wolf mit seinem Kinde durch's Feld laufen sah; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst das Gnadenbrod essen, so lange du lebst." Zu seiner Frau aber sprach er: „Geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei; den braucht er nicht zu beissen, und bring das Kopfkissen aus meinem Bette; das schenk ich ihm zu seinem Lager!" Von nun an hatte es der alte Sultan so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Bald nachher besuchte ihn der Wolf und freute sich, dass Alles so wohl gelungen war. „Aber Gevatter," sagte er, „du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weghole? Es wird einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen." „Darauf rechne nicht", antwortete der Hund, „meinem Herrn bleib' ich treu, das darf ich nicht zugeben." Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernst gesprochen, kam in der Nacht herangeschlichen und wollte sich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verrathen hatte, passte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreschflegel gar garstig die Haare. Der Wolf musste ausreissen, schrie aber dem Hund zu: „wart, du schlechter Geselle, dafür sollst du büssen."

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und liess den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beistand finden, als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinaus giengen, humpelte die arme Katze daher und streckte dabei vor Schmerzen den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle; als sie aber ihren Gegner daher kommen sahen, meinten sie, er führte

einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn diese so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nicht anders, als sie höbe jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst; das wilde Schwein verkroch sich ins Laub, und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie heran kamen, wunderten sich, dass sich Niemand sehen liess. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zwinkte das Schwein mit den Ohren; die Katze, welche meinte, es regte sich da eine Maus, sprang darauf zu, und biss herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit grossem Geschrei, lief fort und rief: „dort auf dem Baum, da sitzt der Schuldige!“ Der Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf; er schämte sich, dass er sich so furchtsam gezeigt hatte, und nahm von dem Hund den Frieden an.

---

12. Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit giengen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren; da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen;“ es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist,“ sagte der Bär, „so möchte ich auch gerne seinen königlichen Palast sehen, komm und führe mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst,“ sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Aermel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand, und giengen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und gieng nach einer

kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die darin lagen. „Ist das der königliche Palast?“ rief der Bär, „das ist ein elender Palast, ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir essen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden;“ flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Kriege ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief Alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, da der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf dem Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der Schlauste unter allem Gethier, du sollst General sein und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen langen bauschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschiren; laß ich ihn aber herunter hängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Zaunkönig Alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und giengen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, Alles wäre verloren und fiengen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte; und darauf setzten sich die jungen Zaunkönige zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

---

13. Saul und Jonathan.

Eines Tages am Feste des Neumonden unterredete sich Saul, der König von Israel, in freundlichen Worten mit seinem Sohne Jonathan. Darauf sprach der König: „Sage mir, mein Sohn, wirst du denn nicht ablassen von dem Sohne Isai, an den sich dein Herz gehänget hat?“

Jonathan antwortete: „Mein Vater, wie könnte ich von mir selber lassen und von meinem Herzen? Also vermag ich auch nicht abzulassen von der Liebe des Sohnes Isai."

Da fragte der König ferner: „Was findest du denn so herrlich und groß an dem Hirtenknaben von Bethlehem, daß du ihm also dein Herz zuwendest? Ist es sein bräunliches Angesicht, oder sein Saitenspiel, oder die Kraft, womit er den Philister schlug? — Siehe, es sind viele in Israel, denen er nicht gleich kommt an That und Wesen."

Da antwortete Jonathan: „Ach, mein Vater wolle nicht zürnen! Ich denke ja nicht an sein Angesicht, noch an seine Kunst und Thaten, und weiß nicht, warum und wie? aber das weiß ich, daß ich ihn so lieb habe wie meine Seele."

Da zürnte der König und sprach: „Weißest du denn nicht, daß er das Königreich wird von dir wenden, und wird selber König werden über Israel?"

Da erheiterte sich das Antlitz Jonathans, und er sprach zu dem König, seinem Vater: „O mein Vater, laß ihn! Ist es denn nicht dasselbe, welcher von uns beiden herrsche über Israel? Denn, siehe wir haben einen Bund in dem Herrn gemacht; und so werd' ich der Nächste an ihm, und immer um ihn sein."

Als der König diese Worte hörete, ergrimmte er noch mehr in seinem Geist, und ergriff seinen Spieß, daß er ihn spießete. Denn er erkannte nicht, was die Liebe sei, und hatte keinen Freund an seinem Hofe.

Jonathan aber wandte sich und gieng hinaus, und aß und trank nicht am Feste des Neumonden. Denn er war bekümmert um David, daß ihn sein Vater also verdammete.

---

14. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäume gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also daß sie hingiengen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!“

Diese Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.“

Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut sein.“

Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — zu Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinest du?“ — Und Gotthold antwortete: „Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.“

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß

dieses das erste und letztemal sei, daß du etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen."

---

15. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und dem zarten Flaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

„Herrlich, lieber Vater, sagte der älteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen."

„Brav! sagte der Vater, das heisst haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt!" —

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süss und zerschmilzt einem im Munde." —

„Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süss wie eine Nuss. Aber meinen Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, dass ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, dass du kein Kaufmann werdest!" —

„Und du, Edmund?“ fragte der Vater.

Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.“

„Nun!“ sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?“

Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!“ — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

---

16. Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelstamm pflanzen. — Was willst du, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen, sagte der Knabe.

Aber der Vater antwortete: Urtheile nicht zu früh, mein Kind. Kennest du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennest?

Kennen! sagte der Knabe. Man siehet ja wohl, was es ist!

Seine äußere Gestalt, sprach der Vater, siehest du wohl; aber nicht das, was in ihm verborgen liegt. Siehe! dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüthe und Frucht tragen, und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht. Denn noch unwirksam und verborgen ruhet in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es künftig dieses vermag.

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben demselben und band es daran.

Warum thust du das? fragte der Knabe. Du nimmst ihm seine Freiheit. —

Der Vater antwortete: daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge! —

Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden ringsumher und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten.

Siehe, sprach der Vater, ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft, die in ihm liegt. Und darum pfleg' ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaum geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. O weh! rief der Knabe und erschrak. Nun ist ja alle Mühe vergebens!

Der Vater aber lächelte und pfropfte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens, und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würd' es schief und knorrigt, wie der Zufall es gab, aufgewachsen sein und niemals eßbare Frucht gebracht haben. Aber ich habe sein Wachsthum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheinet, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte und künftig liebliche Blüthen und Früchte trage.

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Aeste aus und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüthen, und im Herbste neigeten sich die Zweige unter vielen goldgelben und röthlichen Aepfeln.

Was meinest du nun? fragte darauf der Vater den Knaben.

O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden!

Siehe, fuhr der Vater fort, wie es die vollen Aeste dir entgegenstreckt! Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm! Es soll von nun dir gehören! Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht!

---

17. Die drei Goldfischchen.

Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen, die nied-

lichsten kleinen Fische von der Welt. Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt und hatte großes Wohlgefallen an ihnen. Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen in's Wasser; und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sich's wohl schmecken. Da rief er ihnen beständig zu: „Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet. Geht nie durch's Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.“ Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann: Ich will's ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich an das Gitter. Wenn dann eins von ihnen kam und durchschwimmen wollte, so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrak und zurückschwamm. Eben das that er auch, wenn eins von ihnen oben auf's Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund gienge. Nun, dachte er, werden sie mich wohl verstanden haben, und gieng nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten das Köpfchen und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durch's Gitter in den großen Teich schwimmen sollten. „Geht er doch selbst da oben,“ sagte das eine; „warum sollten wir nicht auch ein bischen höher kommen dürfen?“ „Und warum sollen wir eingesperrt sein?“ sagte das zweite; „was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen?“ „Es ist gewiß ein harter Mann,“ sagte das erste wieder, „der uns nicht lieb hat und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!“ „Ich werde mich nicht an ihn kehren,“ setzte das zweite hinzu; „ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.“ „Und ich,“ rief das erste wieder, „will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.“

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug, zu denken: „Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat. Daß er uns liebt und uns gerne Freude gönnt, ist gewiß. Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen und freute sich so, wenn wir sie aufessen? Nein, er ist gewiß nicht hart; und ich will thun, was er haben will, ungeachtet

ich nicht weiß, warum er's so will." Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die andern aber thaten, was sie gesagt hatten. Das eine schwamm durch's Gitter in den großen Teich, und das andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und beide lachten ihren Bruder aus, daß er's nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah? Das eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu und verschlang es. Das andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fieng es und fraß es auf.

Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig. Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit und brachte ihm alle Tage das beste Futter. So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter.

---

18. Der Frieder und das Catherlieschen.

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Catherlieschen, die hatten einander geheirathet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „ich will jetzt auf den Acker, Catherlieschen, wann ich wieder komme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger und ein frischer Trunk dabei für den Durst." „Geh nur, Friederchen, antwortete die Catherlies, geh nur, ich will dir's schon recht machen." Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, that sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie über's Feuer. Die Wurst fieng an zu braten und zu brutzeln, Catherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken, da fiel ihm ein: bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk zapfen. Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, gieng hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne und Catherlieschen sah ihm zu, da fiel ihm ein: holla! der Hund oben ist nicht beigethan, der könnte dir die Wurst aus der Pfanne holen! du kämst mir recht! und im Hui war es die Kellertreppe

hinauf; aber der Spitz hatte die Wurst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Catherlieschen nicht faul, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück in's Feld, aber der Hund war geschwinder als Catherlieschen, ließ auch die Wurst nicht fahren, sondern sie mußte ihm nach über die Aecker hüpfen. „Hin ist hin!" sprach Catherlieschen, kehrte um, und weil es sich müd gelaufen, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während der Zeit lief das Bier aus dem Faß immer zu, denn Catherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll war und sonst kein Platz da war, so lief es in den Keller, und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Catherlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Spuck!" rief es, „was fängst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!" Es besann sich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja, sprach es, wer zu rechter Zeit was spart, der hat's hernach in der Noth!" stieg auf den Boden und trug den Sack herab, und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte, und der Trunk des Frieder auch im Keller schwamm. „Ei was, wo eins ist, muß das andere auch sein!" sprach Catherlieschen, zerstreute darnach das Mehl im ganzen Keller, und freute sich am Ende gewaltig über seine Arbeit und sagte: „wie's so reinlich und sauber aussieht!"

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was hast du zurecht gemacht?" „Ach, Friederchen, antwortete sie, ich wollte dir ja eine Wurst braten! aber während ich das Bier dazu zapfte, hat sie der Hund weggenommen, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und wie ich das Bier mit dem Weizenmehl auftrocknete, hab ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber der Keller ist wieder ganz trocken!" Sprach der Frieder: „Catherlieschen, Catherlieschen! das hättest du nicht thun müssen! läßt die Wurst fressen, das Bier aus dem Faß laufen, und verschüttest noch unser feines Mehl!" „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen!"

Der Mann dachte, geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich besser vorsehen. Nun hatte er viel Geld zusammen gebracht,

das wechselte er in Gold ein und sprach zum Catherlieschen: Siehst du, das sind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf thun und im Stall unter der Kuhkrippe vergraben, aber daß du mir ja nicht dahin gehst, sonst mußt du sterben." Sprach sie: „Nein, Friederchen, will's gewiß nicht thun." Nun, als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdene Näpfe und Töpfe feil hatten, in's Dorf, und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute, ich hab kein Geld, sprach Catherlieschen, und kann nichts kaufen; aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen." „Gelbe Gickelinge, o ja, warum nicht? laß sie einmal sehen." „So geht in den Stall und grabt unter der Kuhkrippe, da werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dahin gehen." Die Spitzbuben giengen hin, gruben und fanden eitel Gold; da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen. Catherlieschen meinte, sie müßte das Geschirr auch brauchen: weil nun in der Küche genug war, schlug sie jedem Topf den Boden aus und steckte sie insgesammt zum Zierath auf die Zaunpfähle rings um's Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Zierath sah, sprach er: „Catherlieschen, was hast du gemacht?" „Hab's gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten, ich bin nicht dahin gegangen, die Krämer haben's sich selbst heraus graben müssen." „Ach, Frau, sprach der Frieder, was hast du gemacht! das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen; das hättest du nicht thun sollen!" „Ja, Friederchen, antwortete sie, das hab ich nicht gewußt, hättest mir's vorher sagen sollen."

Catherlieschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach es: „Hör, Friederchen, das Geld wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen." „So komm, sprach der Frieder, wir wollen's versuchen, nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben." „Ja, Friederchen, will's mitnehmen." Sie machten sich fort, und weil der Frieder besser zu Fuß war, gieng Catherlieschen hinten nach. Was schadet's, dachte es, wenn wir umkehren, hab ich ja ein Stück voraus. Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des Wegs tiefe Fahrgleisen waren. „Da seh einer, sprach es, was sie das arme

Erdreich zerrissen, geschunden und gedrückt haben! das wird sein Lebtag nicht wieder heil!" und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Butter und bestrich die Gleisen, rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gedrückt würden, und wie es sich bei seiner Barmherzigkeit so bückte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche fort, den Berg hinab. Sprach das Catherlieschen: „Ich habe den Weg schon einmal herauf gemacht, ich gehe nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder holen." Also nahm es einen andern Käs und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen beide nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte: „vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein." Als sie alle drei ausblieben, sprach es: ich weiß nicht, was das vorstellen soll! doch kann's ja sein, der dritte hat den Weg nicht gefunden und sich verirrt, ich will nur den vierten schicken, daß er sie herbeiruft." Der vierte machte es aber nicht besser als der dritte, da ward das Catherlieschen ärgerlich und warf noch den fünften und sechsten hinab, und das waren die letzten. Eine Zeit lang blieb es stehen und lauerte, daß sie kämen, als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „O, ihr seid gut nach dem Tod schicken, ihr bleibt fein lange aus; meint ihr, ich wollt noch länger auf euch warten? ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich!" Catherlieschen gieng fort, und fand den Frieder, der war stehen geblieben und hatte gewartet, weil er gern was essen wollte. „Nun, gieb einmal her, was du mitgenommen hast." Sie reichte ihm das trockne Brod. „Wo ist Butter und Käs?" fragte der Mann. „Ach, Friederchen, sagte Catherlieschen, mit der Butter habe ich die Fahrgleisen geschmiert, und die Käse werden bald kommen; einer lief mir fort, da hab ich die andern nachgeschickt, sie sollten ihn rufen." Sprach der Frieder: „das hättest du nicht thun sollen, Catherlieschen, die Butter an den Weg schmieren, und die Käse den Berg hinab rollen!" „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen!"

Da aßen sie das trockene Brod zusammen, und der Frieder sagte: „Catherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fortgegangen bist?" „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen!" „So geh wieder heim und bewahr erst das Haus, eh'

wir weiter gehen, bring auch etwas anderes zu essen mit, ich will hier auf dich warten." Catherlieschen gieng zurück und dachte: Friederchen will etwas anders zu essen, Butter und Käse schmeckt ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Hutzeln und einen Krug Essig zum Trunk mitnehmen. Darnach riegelte es die Oberthüre zu, aber die Unterthüre hob es aus, nahm sie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Thüre selber hätte, müßte das Haus wohl bewahrt sein. Catherlieschen nahm sich die Zeit zum Weg; als es den Frieder wieder erreicht hatte, sprach es: „Da, Friederchen, hast du die Hausthüre, da kannst du das Haus selber verwahren." „Ach Gott, sprach er, was hab ich für eine kluge Frau, hebt die Thüre unten aus, daß Alles hinein laufen kann, und riegelt sie oben zu! jetzt ist's zu spät, noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Thüre hierher gebracht, so sollst du sie auch ferner tragen." „Die Thüre will ich tragen, Friederchen, aber die Hutzeln und der Essigkrug werden mir zu schwer, die häng ich an die Thüre, die mag sie tragen."

Nun giengen sie in den Wald und suchten die Spitzbuben, aber sie fanden sie nicht. Weil's endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht gehen will, und Dinge finden, ehe sie verloren sind. Sie ließen sich gerade unter dem Baum nieder, auf dem Frieder und Catherlieschen saßen, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute theilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine, stieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe todt werfen. Die Steine aber trafen nicht, und die Spitzbuben riefen: „es ist bald Morgen, der Wind schüttelt die Tannenäpfel herunter." Catherlieschen hatte die Thüre noch immer auf der Schulter, und weil sie so sehr drückte, dachte es, gewiß sind die Hutzeln schuld, und sprach: „Friederchen, ich muß die Hutzeln hinab werfen." „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht, antwortete er, sie können uns verrathen." „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich gar zu sehr!" „Nun so thu's in Henkers Namen!" Da rollten die Hutzeln zwischen den Aesten herab, und die Kerle unten sprachen: „die Vögel misten." Eine Weile darnach, weil die Thüre noch immer drückte, sprach Catherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß

den Essig ausschütten.“ „Nein, Catherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen, ich muß, er drückt mich gar zu sehr.“ „Nun so thu's in Henkers Namen!“ Da schüttete es den Essig aus, daß es die Kerle bespritzte: sie sprachen untereinander: „der Thau tröpfelt schon herunter.“ Endlich dachte Catherlieschen: sollte es wohl die Thüre sein, was mich so drückt? und sprach: „Friederchen, ich muß die Thüre hinab werfen.“ „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen, ich muß, sie drückt mich gar zu sehr.“ „Nein, Catherlieschen, halt sie ja fest.“ „Ach, Friederchen, ich lasse sie fallen.“ „Ei, antwortete Frieder ärgerlich, laß sie fallen in Henkers Namen!“ Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter, und die Kerle unten riefen: „der Teufel kommt vom Baum herab!“ rissen aus und ließen alles im Stich. Frühmorgens, wie die zwei herunter kamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugen's heim.

19. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, eh' er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seine Thür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopfte, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Unterkommen.“

Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, gieng hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben: „es ist schon finster, sagte er, und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen." Da gefiel es dem lieben Gott und er trat zu ihm ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln an's Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heut' Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müd." „Von Herzen gern, antwortete er, ich will's ihm anbieten," gieng zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möcht' er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein warmes Frühstück. Als nun die Sonne durch's Fensterlein herein schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brod haben; fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" Da sagte der Mann, ja, wenn das gienge, wär's ihm wohl lieb. Nun erfüllte

der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich in's Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus, da wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist.“ Die Frau gieng hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen bei'm Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brod, und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte es ihrem Manne, der sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen, hätt' ich das nur gewußt, der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eil dich, sprach die Frau, und setz dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthür gesucht, und derweil wäre er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja, sprach der liebe Gott, wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfe, wie sein Nachbar? „Ja, sagte der liebe Gott, das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und sollte sich lieber nichts wünschen.“ Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „reite nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte; wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fieng das Pferd an zu springen, so daß er

immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammen bringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und sprach in Ungeduld: „ei so wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!" und wie er das Wort ausgesprochen, plump, fiel er auf die Erde und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr, und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollt' er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin gieng durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Muth; der Sattel drückte ihn dazu auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn ich mir auch alle Reiche der Welt und alle Schätze wünsche, dachte er bei sich selbst, so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will mir aber etwas wünschen, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wornach ich noch Verlangen hätte. Meinte er, diesmal hätte er etwas, so schien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „ich wollt', die säß daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu Ende waren, da war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fieng an zu laufen, und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mitten drin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gieb dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen." Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze, du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wär'

und herunter steigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Aerger, Müh und ein verlornes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

20. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfieng. Nach dem Nachtessen legte er sich in's Bett, und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Tränkchen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Tausend, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von

einem Arzt, der 100 Stunden weit weg wohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald geheilt haben.“ — Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen seyn, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Abends ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Guckuck nimmer schreien. Thut was Ihr wollt!“ — Als der Kranke so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefeln wichsen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag gieng es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, war's schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 13ten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm

so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief." Als er zum Doktor kam, nahm er ihn bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seyd wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe, daher müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seyd ein feiner Kautz, und ich versteh Euch wohl," und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 18 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hatte alle Neujahr dem Arzt 20 Dukaten zum Gruß geschickt.

21. Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spaziergang über's Feld. Sie war von ihr dazu gewöhnt, Alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dies that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen und rief: „Mutter, Mutter, komm geschwind her und sieh, was da ist!" Die Mutter kam, und sieh, da war ein Nesselbusch, ganz mit Raupen bedeckt; lauter hässliche schwarze Thiere mit stachligen Rücken und grünen Streifen zwischen den Stacheln. — „Soll ich die Raupen todt treten?' fragte Henriette. — „Nein," sagte die Mutter, „denn wie du siehst, so nähren sie sich von den Nesseln, und sind also nicht schädlich. Wenn sie aber an einem Kirschbaume oder auf einer andern nützlichen Pflanze sässen, dann dürftest du sie, als schädliche Thiere, todt treten. Höre, wie du dir mit diesen Thierchen eine rechte grosse Freude machen kannst! Nimm sie mit nach Hause und füttere sie!"

„Ach ja, das will ich thun,“ sagte Henriette, und griff hastig zu, zog aber sogleich schreiend die Hand zurück, denn sie hatte nicht bedacht, dass die Nesseln brennen.

„Kannst du denn die Nesseln nicht abreissen, ohne dass sie dich brennen?“ fragte die Mutter. Jetzt besann sich Henriette, zog das Schnupftuch aus der Tasche, wickelte es um die Hand, und riss nun behutsam die Nesseln ab. Freudig trug sie die Raupen nach Hause, steckte sie mit den Nesseln in ein grosses Glas, welches ihr die Mutter dazu gegeben hatte, und band ein Papier darüber. — „Aber willst du denn, dass deine Raupen ersticken sollen?“ fragte die Mutter. „Nein, das will ich nicht,“ antwortete Henriette. — „Nun, so musst du kleine Löcher in das Papier stechen, damit frische Luft in das Glas kommt.“ — Dies that Henriette und hatte ihre Freude daran, zu sehen, wie die Raupen ein Blatt nach dem andern abfrassen.

Am andern Tage, als Henriette ihr Frühstück verzehrt hatte, fragte die Mutter: „Hast du denn auch an deine Raupen gedacht und ihnen ihr Frühstück gegeben?“

„O,“ sagte Henriette, die Raupen haben noch das ganze Glas voll Nesseln!“

„Aber sieh sie an,“ sagte die Mutter, „ob sie nicht ganz vertrocknet sind! Dürre Nesseln können doch die armen Thiere nicht fressen. Da du die Gäste einmal angenommen hast, so ist es auch deine Pflicht, ihnen alle Tage frische Nesseln zu holen und sie gut zu ernähren; denn sie selbst können es nun nicht mehr thun, da du ihnen die Freiheit genommen hast.“ Dies merkte sich Henriette, und vergass ihre kleinen Gäste nie wieder. Fünf Tage hatte sie ihnen nun reichlich Futter gegeben, und fröhlich zugesehen, wie sie es verzehrten. Am sechsten Tage wollte sie ihnen auch Futter geben, aber, o Wunder! da sie das Papier wegnehmen wollte, hatten sich alle Raupen daran gehängt. Mit den Hinterfüssen sassen sie theils am Papiere, theils am Glase so fest, als ob sie angeleimt gewesen wären. Geschwind lief Henriette zur Mutter, und zeigte ihr die aufgehängten Raupen. Besorglich fragte sie: „aber was fehlt ihnen denn, liebe Mutter? — Ich habe sie doch alle Tage so reichlich gefüttert, und nun werden sie mir doch sterben.“

„Sey ruhig,“ antwortete die Mutter, „sie werden nicht sterben, sondern dir noch viel Freude machen. Lass sie nur ungestört hangen!“ Das that Henriette, und machte ganz behutsam das Glas wieder zu. Kaum war sie am folgenden Morgen aus dem Bette, so lief sie nach dem Glase, und siehe, da gab es schon wieder etwas Neues. Die Raupen waren verschwunden, und nun hiengen lauter länglich runde Püppchen da, mit einer kleinen Krone auf dem Kopfe. Sie lebten und bewegten sich hin und her. Henriette machte grosse Augen, schlug die Hände zusammen, und wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Endlich rief sie: „Mutter, Mutter, komm geschwind herbei, und sieh, was aus meinen Raupen geworden ist!“ — „Hab' ich es dir nicht gesagt,“ antwortete die Mutter, „dass dir die Raupen noch viele Freude machen würden? — Betrachte sie nur genau, — sie haben ihre Häute abgestreift, die du hier hangen siehst, und haben sich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt. Lass sie nur alle hangen, und sieh' alle Tage nach dem Glase. Vielleicht erblickest du bald ein Mal wieder etwas, was dir grosse Freude macht.“

Es traf richtig ein; nur währte es der ungeduldigen Henriette zu lange, und schon hatte sie fast alle Hoffnung aufgegeben. Aber nun waren fast einige Wochen vergangen, als Henriette wieder einmal nach ihrem Glase sahe. Und was erblickte sie? Da war alles voll schöner bunter Schmetterlinge in dem Glase. „Ach, sieh' doch, liebste Mutter,“ rief sie, „was in meinem Glase ist!“ — Lächelnd kam die Mutter, und als sie nun beide genauer zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe steckte, drückte mit seinen zarten Füsschen die Puppe von einander, und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf, und hängte sich an das Papier. Die Flügel wuchsen fast sichtlich, und nach einer Viertelstunde hiengen sie vollkommen da. — So gieng es nun den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie alle ausgekrochen. — „Nun kannst du dir noch eine Freude

machen," sagte die Mutter. „Nimm das Glas, trag es in den Garten, mache es auf, und gieb den Schmetterlingen die Freiheit!"

Dies that Henriette, und freute sich unbeschreiblich, als sie sah, wie die Schmetterlinge herausflatterten, und von einem Baum zum andern flogen. Wenn sie hernach im Garten umher gieng, und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken sah, freuete sie sich allemal. „Du bist gewiss aus meinem Glase," dachte sie.

---

22. Hans Dudeldee.

Es ist wohl schon lange her, wohl viele hundert Jahre, da lebte ein Fischer mit seiner Frau, der hieß Dudeldee. Sie waren aber so arm, daß sie kein rechtes Haus hatten, und wohnten in einer bretternen Hütte, und hatten keine Fenster darin, und schauten durch die Astlöcher hinaus. Dudeldee war aber doch zufrieden; seine Frau war aber nicht zufrieden. Sie wünschte sich bald dies, bald jenes, und quälte immer ihren Mann, weil er ihr's nicht geben konnte.

Dann schwieg aber Dudeldee gewöhnlich, und dachte nur bei sich: Wär' ich nur reich, oder wär' nur alles gleich da, wie ich's wünsche!

Einmal des Abends stand er mit seiner Frau vor der Hausthür, und sie sahen umher in der Nachbarschaft. Da standen etliche schöne Bauernhäuser. Da sagte seine Frau zu ihm: „Ja, wenn wir nur so eine Hütte hätten, wie das schlechteste unter diesen Nachbarhäusern! Wir könnten wohl noch dazu kommen; aber du bist faul, du kannst nicht arbeiten, wie andere Leute arbeiten."

Aber Dudeldee fragte: „Wie, arbeite ich nicht, wie andere Leute, steh ich nicht den ganzen Tag und fische?" — „Nein," antwortete seine Frau ihm wieder, „du könntest früher aufstehen, und vor Tage schon mehrere Fische fahen, als du sonst den ganzen Tag bekommst. Du bist aber zu faul, du magst nichts schaffen;" und so zankte sie mit ihm fort.

Darum stand er des andern Morgens früh auf und gieng hinaus an den See, zu fischen. Und er sah die Leute kommen auf's

Feld und arbeiten, und er hatte noch nichts gefangen. Und es war Mittag worden, und die Schnitter saßen im Baumschatten, und aßen ihr Mittagbrod, und Dudeldee hatte noch nichts gefangen, und setzte sich traurig hin, und zog sein schimmlig Brod aus seiner Tasche, und aß es. Dann fischte er wieder. Und die Sonne neigte sich, und die Schnitter giengen heim, und stiller ward's auf dem Felde. Aber Dudeldee stand noch immer, und noch hatte er kein Fischlein.

Da war es dämmerig worden, und er dachte an's Heimgehen. Einmal wollte er noch sein Netz eintauchen, ob er nicht jetzt noch etwas fange. Er tauchte es ein, und, als wollte er die Fische locken, rief er:

„Fischlein, Fischlein in dem See!
„Was willst du, lieber Hans Dudeldee?"

fragte ein Fischlein, das herzugeschwommen war, und den Kopf ein wenig über das Wasser hervorstreckte.

Der arme Hans Dudeldee war zwar erstaunt über das Fischlein, aber doch besann er sich und dachte: „hm, wenn's darauf ankommt, etwas zu wollen, da sollst du nicht lange fragen müssen." Er sah umher, was er wohl gleich wünschen sollte. Drüben, jenseits des See's, stand ein schönes Lustschlößchen. Auch fiel ihm der Wunsch seiner Frau ein, die ein besseres Haus haben wollte. Darum sagte er: „Ich möchte gern so ein Landhaus, wie jenes da drüben, so ein Schloß möcht' ich gern haben, statt meiner bretternen Hütte."

„Geh' nur hin," sagte das Fischlein, „deine bretterne Hütte ist solch ein Lustschloß." Und Hans Dudeldee lief mehr, als er gieng, nach Hause, und sah schon von Ferne an der Stelle, wo sonst sein Haus stand, ein prächtiges Schloß mit erleuchteten Zimmern. Und als er erst hineinkam, da war alles so prächtig, daß er sich nicht zu fassen wußte. Der Hausgang war mit Marmor geplattet, die Stubenboden eingelegt und mit Wachse gebohnt, die Wände bemalt, herrliche Kronleuchter hiengen da in den hohen Sälen; kurz, es war Alles so schön, daß Hans Dudeldee nicht das Herz hatte, recht darin umher zu gehen. Er konnte gar nicht glauben, daß dies jetzt sein Eigenthum sey. Er meinte, er sey

irre, und wäre beinahe wieder weggegangen, wenn ihm seine Frau nicht auf der Treppe begegnet wäre.

Kaum hatte er sie erblickt, so fragte er sie: „Nun, bist du jetzt zufrieden mit dem Hause?“ und erzählte ihr, wie er dazu gekommen sey. „Was,“ antwortete sie, „man meint Wunder, was das jetzt wäre. Da hab' ich in der Stadt schon viel schönere Häuser gesehen, wie ich noch dort diente. Es geht zwar an; — aber wie kannst du so dumm seyn. — Das Beste hast du vergessen. Sieh' einmal jetzt unsere Kleider gegen das hübsche Haus! Was die für einen Abstand machen! — Hättest du mir und dir nicht auch gleich schöne Kleider wünschen können? Du bist aber zu dumm und träge, du magst auch dein bischen Verstand, das du hast, nicht einmal gebrauchen.“

So gieng das Schelten und Keifen wieder fort, bis sie einschlief. Und Hans Dudeldee ging den andern Morgen, mit dem Tage, wieder hinaus, an dieselbe Stelle, tauchte sein Netz wieder ein, und rief wieder:

„Fischlein, Fischlein in dem See!“ —

„Was willst du, lieber Hans Dudeldee?“

so fragte das Fischlein wieder und Dudeldee besann sich nicht lange, und sagte, er wünsche seiner Frau und sich recht schöne Kleider, die auch zu ihrem neuen Hause paßten.“

„Ihr habt sie,“ sagte das Fischlein, und Dudeldee stand da in einem fein tuchenen Rocke, mit goldenen Treffen, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit gestickter Weste; — Alles nach damaliger Mode. Und als er nach Hause kam, hätte er beinahe seine Frau nicht mehr erkannt in den seidenen Kleidern. Sie guckte aber zum Fenster hinaus, und fragte: „Bist du's, Hans?“ „Ja, ich bins!“ — antwortete er, „nun, bist du jetzt zufrieden?“ — „Will einmal sehen,“ antwortete sie.

So lebten sie eine Zeit lang ruhig fort. Darauf, als ihr Mann wieder einmal fischen gehen wollte, sagte sie: „Geh, was brauchst du zu fischen? Laß das bleiben, und wünsch dir lieber eine rechte Kiste voll Geld!“

„Hm, das ist wahr,“ — dachte Dudeldee, und ging hinaus an den See, und tauchte sein Netz wieder auf derselben Stelle ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"
„Was willst du, lieber Hans Dudeldee?"
fragte ihn das kleine Fischlein wieder. „Ach, eine rechte Kiste voll Geld," sagte er. „Gehe nur hin", antwortete das Fischlein, „in deinem Schlafzimmer steht sie," und wie er heim kam, stand in seinem Schlafzimmer eine ganz große Kiste voll Goldstücke.

Nun gieng alles hoch her bei ihnen, und die Frau kaufte sich Kutsche und Pferde und ihrem Mann ein Reitpferd, und sie fuhren oft in die Städte, und hielten sich einen Koch und Bedienten. Da schalten sie die Nachbarinnen immer die hochmüthige Fischerin. Das verdroß sie gar sehr, und sie lag ihrem Manne wieder an, er sollte machen, daß sie über die Nachbarinnen alle zu befehlen habe. Und er gieng wieder mit seinem Netze hinaus, und tauchte es ein, und rief:
„Fischlein, Fischlein in dem See!" —
„Was willst du, lieber Hans Dudeldee?"
fragte ihn das Fischlein. „Ich wäre gern ein Edelmann oder Graf, und möchte, daß ich über alle meine Nachbarn zu befehlen hätte!" Da sprach das Fischlein: „Gehe nur hin, es ist so." Und als er heim kam, da hatten die Nachbarsleute seiner Frau schon gehuldigt, und sie hatte schon ein Paar von ihren Nachbarinnen einsperren lassen, die sie sonst die hochmüthige Fischerin gescholten hatten.

Und jetzt fuhren sie oft in die Hauptstadt, wo der König wohnte, und wollten sich in die Gesellschaft mehrerer Grafen mischen, aber sie wußten sich dort nicht nach Sitte zu betragen, und wurden von allen verlacht, und einige Gräfinnen nannten sie nur die Fischgräfin, und ihn den Fischgrafen Dudeldee. Da sprach sie wieder zu ihrem Manne: „Geh' hinaus, und laß dich zu einem Könige machen! denn ich will nicht mehr Fischgräfin heißen; ich will Königin seyn." Aber Hans Dudeldee rieth ihr ab, und sagte: „Bedenke doch, wie wir arm waren, und uns ein Hüttlein wünschten, wie das schlechteste von unsern Nachbarshäusern. Jetzt haben wir Alles im Ueberflusse, nun laß uns doch genug haben!"

Die Frau aber wollte nicht genug haben, und sprach: „Was, ich soll mich Fischgräfin schelten lassen? Ich soll den Hochmuth der Stadtweiber ertragen? Nein, sie müssen wissen, wer ich bin,

ich will's ihnen zeigen. Und du willst auch so einfältig seyn, und du willst dir's gefallen lassen?" — So zankte sie fort, bis er ihr versprach, sie zur Königin zu machen.

Darum ging er hinaus an den See, und sagte wieder sein altes Sprüchlein, und das Fischlein kam wieder, und fragte: „was willst du, lieber Graf Dudeldee?" Er brachte sein Anliegen vor, daß er gerne König wäre; das Fischlein sagte: „du bist's!" Und er kam heim, und fand sein Lustschloß ganz prächtig verändert, und viel größer. Marschälle und Minister mit goldnen Schlüsseln und Sternen empfiengen ihn mit tiefen Verbeugungen. Sein Kopf wurde ihm ganz schwer, er wollte den Hut abziehen, aber siehe da, statt des Hutes hatte er eine schwere goldene Krone auf dem Haupte. Und als er seine Frau sahe, erkannte er sie fast nicht mehr, so glänzte ihr Gewand von Gold und Juwelen. Aber als er sie fragte, ob sie jetzt zufrieden sey, sagte sie: „Ja, bis ich wieder was Besseres weiß. Ich wäre ja eine Närrin, wenn ich's besser haben könnte, und nähm's nicht an."

So lebten sie jetzt aber doch eine Weile zufrieden, und Dudeldee's Frau wünschte sich nichts mehr; denn sie hatte ja Alles, was sie sich nur hätte wünschen können, hatte sich auch gerächt an den Gräfinnen, die sie die Fischgräfin schalten. Aber endlich fehlte ihr doch wieder etwas. Sie hörte in der Zeitung lesen von der Pracht und dem Aufwande, der an andern Königshöfen herrsche, und hörte, daß es andere Könige und Kaiser gebe, die über weit mehr Leute und mächtigere Reiche zu befehlen hätten, als Dudeldee. Darum lag sie ihm wieder an, und quälte ihn, bis er ihr versprach, der mächtigste König zu werden, der nur auf Erden seyn könnte.

Er tauchte sein Netz wieder ein und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!" —
„Was willst du, König Dudeldee?"

fragte das Fischlein, und Dudeldee sagte: „Mache mich doch gleich zum mächtigsten König und Kaiser auf Erden!" und gleich war er's auch. Denn, als er heim kam, da waren schon Gesandte aus allen Reichen und Welttheilen da; arme Dichter warteten mit Gedichten auf Atlas auf ihn; Schullehrer, die bessere Besoldung brauchten, waren da mit Bittschriften; Kammerherren, mit dem

Hut unter dem Arm, giengen hin und her; Bauern, die Rechtsstreite hatten, wollten zu ihm; Schildwachen giengen auf und ab; eine Kutsche mit 10 Pferden und 20 Vorreitern und 6 Läufern stand immer zum Wegfahren bereit; Pfauen und Perlhühner waren in einem Nebenhofe; kurz, es war da Alles, was einen so großen Kaiser nur ergötzen konnte, ja sogar zwei Hofnarren waren immer um ihn.

Der neue Kaiser Dudeldee war freilich im Anfang darüber böse, daß ihn die zwei närrischen Menschen immer verfolgten, wohin er gehen mochte, und beschwerte sich darüber bei seiner Frau, weil er denn doch lieber in der Gesellschaft von vernünftigen Leuten, als bei Narren seyn wollte. Sie sagte ihm aber, das verstehe er nicht, daß müsse so seyn; alle sehr großen Herren hätten's lieber mit Narren zu thun; er werde denn doch kein Narr seyn wollen, und eine Ausnahme machen.

Endlich ließ er sich's gefallen, und war nur froh, daß seine Frau zufrieden war. Aber die Freude dauerte nicht lange. Er kam einmal zu ihr, und traf sie ganz traurig an. „Was fehlt dir?" fragte er sie. „Ich bin verdrießlich über das Regenwetter. Das währt nun doch schon vier Tage lang, und ich wollte so gerne Sonnenschein haben. Ueberhaupt, ich wollte, ich könnte Alles machen, was der liebe Gott kann; daß ich Frühling haben könnte, und Sommer und Herbst und Winter, gerade, wenn ich wollte. Geh' hin, und mache, daß ich's kann!" So sagte sie, und ihm gefiel es selber. „Wie," dachte er, „wenn du jetzt im Regen hinaus giengst, und kämest heim im Sonnenschein, den deine Frau gemacht hätte? da könntest du auch die Narren wieder los werden."

So dachte er bei sich, und schlich sich gleich mit seinem Fischernetze zu einer Hinterpforte im Regen hinaus, gieng an den See, tauchte sein Netz ein, und rief wieder wie sonst:

„Fischlein, Fischlein in dem See!" —
„Was willst du, Kaiser Dudeldee?"

fragte ihn das Fischlein. „Ach," sagte er, „weiter nichts; — meine Frau möchte gern können, was Gott kann; Regen und Sonnenschein machen, und Frühling und Herbst und Winter, wann sie gerade will."

„So, und weiter nichts?“ fragte das Fischlein. „Nein, nein, Kaiser Dudeldee, ich sehe, daß bei deiner Frau und dir nichts gut angelegt ist, darum sey du wieder der alte Fischer Dudeldee! Denn damals warst du nicht so übermüthig und ungenügsam wie jetzt.“

Und das Fischlein verschwand, und die schwarzblauen Wogen brauseten fürchterlich, und Dudeldee rief wohl oft noch:

„Fischlein, Fischlein in dem See!“

aber kein Fischlein fragte mehr: „was willst du, lieber Dudeldee? Und er stand wieder da, wie das erstemal, ohne Wams, nur in seinen schmutzigen ledernen Hosen, und war wieder der alte Fischer Dudeldee.

Und als er heim kam, da war das Schloß fort, und da stand wieder seine kleine bretterne Hütte, und seine Frau saß darin in ihren schmutzigen Kleidern, und schaute wieder heraus durch ein Astloch, wie vormals, und wie viel sie auch wünschte und zankte und schalt, sie blieb immer nur die Frau des Fischers Dudeldee, denn Ungenügsamkeit ist eine gar häßliche Sache, und der Hochmuth führt seine Strafe mit sich.

---

23. Der Fischteich.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so gieng er mit ihnen an den Teich; jedes nahm ein Stück schwarzes Brod mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang, und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen; die Käfer, die im Wasser leben, hin und her fuhren; hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte, und — husch — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder oft: wenn wir nur einmal so ein Thier fangen und in der Nähe sehen könnten.

Einmal sprach auch Herr Herbst: wollen wir nach dem Teiche gehen? — Ja, ja, riefen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus, und kam zuerst bei dem Teiche an. Kaum

war er da, so drehte er sich um und rief den andern Kindern zu: Karl, Hanne, Lotte, der Vater macht einen Spaß! — Kommt geschwind herbei! Da lief alles, was laufen konnte. Tausend, was war da! das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Hier zappelte ein großer Karpfen, dort ein paar Schleien, die sich in dem Schlamme einzuwühlen suchten; Schmerlen, Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teiches. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen! Eins rief: Vater, sieh den schrecklich großen Frosch! ein anderes: Lotte, Lotte, komm geschwind her, und sieh den Krebs! — Hannchen rief: o, wer holt mir den Käfer! — Sieh', Bernhard, dort nicht weit von dem Karpfen! Er hat einen gelben Saum um die Flügel.

Endlich fieng Bernhard an, und sagte: Ach, lieber Vater, wenn du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Teich gehen; und alle stimmten bei: Lieber Vater, thu' es doch! Da wollen wir Fische, Krebse und Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust sein.

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Strümpfe aus, legt die obern Kleider ab, in denen die Arme stecken, und streift die Aermel auf, damit ihr die Kleider nicht zu schmutzig machet! Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen; hier ist ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr Frösche, Larven und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dies! Hundert und mehrere Mal zogen sonst die Kinder Schuhe und Strümpfe aus, wenn sie in's Bette giengen; so schnell wurden sie aber nie fertig als diesmal. Kaum hatte es der Vater gesagt, so war schon alles bereit, und sprang in den Teich. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder eine Larve fieng, jauchzte es und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwei Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust; da klatschte er in die Hände, und befahl, daß sie nun aus dem Teiche kommen sollten. So schnell gieng es aber nicht heraus, als hinein; jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andere: nur den Schmerl noch, lieber, guter Vater! Aber der

Vater sagte: eins — zwei — drei — und dies war das Zeichen, daß die Kinder folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber wie sahen sie aus! — Ueber und über waren sie mit Schlamm bedeckt, und man konnte sie weiter riechen als sehen.

Dies hatte die Mutter voraus gesehen, deswegen hatte sie andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater führte sie nun alle zu einem Bache, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und Gesicht waschen mußten. Da nahm ein jedes Kind seine Wäsche und Kleidung, gieng in einen Busch und zog sich an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun Kinder, sprach der Vater, ihr fiengt heute viele Thiere, haben sie euch Schaden gethan?

Nein, sagten alle.

Vater. Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Körben wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun, so ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Teiche ließ), bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fiengen, daß ich über sie Gericht halte! Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne, und du, gute Frau, setzt euch alle um mich, und gebt Acht, ob ich recht richte! Bernhard, wenn ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen: denn diese schadet mir ja nichts? —

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man den Wallfisch? Der schadet ja nicht, und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard. Dies ist wohl wahr, aber man nützt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwei Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten; wenn sie uns im Leben schaden, oder wenn sie uns nützen, nachdem sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht bringen, und sehen, ob wir ein Recht haben, sie

zu tödten! Hier stehen erstlich zwei Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke: Ja, wir können sie essen, und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater So ist es ja wohl auch mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebsen? Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch es nur, Mutter, und koche welche, du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun, so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph, daß sie in den Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, gethan werden! Die Mutter wird schon darauf sehen, daß sie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun kommt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Fi, ich mag keinen Frosch essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür die Krebse.

Vater. Nun, so mögen denn die Frösche leben!

Eben so sprach man auch die Larven und die Käfer frei vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern, und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre und was es nütze. Da dies vorbei war, sprach der Vater: Nun, Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch ihren Tod nicht nützen, so gebt ihnen die Freiheit! —

Ja, ja, riefen alle, das wollen wir thun.

Darauf gieng es wieder dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße! Wie freuten sich die Kinder, da sie diese Thiere im Teiche herumkriechen und hüpfen sahen!

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortgieng, fragte er Bernhard: Haben wir diese Thiere

wohl in den Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen; war Bernhards Antwort. Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß und bald fieng das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Endlich gieng es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein paar Stunden in freier Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: Wir danken dir, Vater, du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht.

---

24. Die Blumenlese.

Die zarte, unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas, und wieder Kräfte gewann, da redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr. Denn sie liebte die Blumen sehr; aber sie konnte nicht hinausgehen, um sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen, und sagte heimlich zur Mutter: „Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen.“ Und so gieng er hinaus in das Gefilde zum erstenmal; denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Sein Antlitz war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und seine Augen glänzten wie die Sterne.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz voll Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und setzte sich in das weiche Moos, im Schat-

ten einer Eiche. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Vögel. — Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein. So lag er neben seinem vollen Körbchen — ruhig schlummernd. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrack der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken umhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf, und entfloh. Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahm überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin. Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Aeltern.

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von Neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuert und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte. —

Auch den verscheuchten Knaben lockte der heitere Himmel von Neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth, gieng er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzu-

suchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühlen Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, Alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtsein seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm. — Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

---

25. Die vier Jahreszeiten.

Ach wenn's doch immer W i n t e r bliebe, sagte Ernst, als er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's. — Der Winter vergieng; es kam der Frühling. — Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hyacinthen, Aurikeln und Narcissen blüheten, und war vor Freuden ganz ausser sich.

Das ist eine Freude des F r ü h l i n g s, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach, antwortete Ernst, wenn's doch immer F r ü h l i n g

wäre! — Schreib' diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte sein Vater; und er that's. — Der Frühling vergieng; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem warmen Sommertage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag. Rund um sich her sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten.

Sie assen Kirschen und anderes Sommerobst, und sie liessen sich's den ganzen Tag recht wohl seyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehen, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, dass es immer S o m m e r wäre! — Er musste auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst. Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiss, als im Sommer, aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, und die Zweige der Bäume von reifen Früchten niedergebeugt. Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst ass. Die schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber seyn; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach, sagte Ernst, ich wollte, dass er weg bliebe, und dass es immer H e r b s t wäre! — Wolltest du das wirklich? sagte sein Vater. Wirklich, war seine Antwort. — Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh' doch einmal, was hier geschrieben steht; lies doch! „Ich wollte, dass es immer Winter wäre.“ Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„Ich wollte, dass es immer Frühling wäre.“

Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, dass es immer Sommer wäre.“

Kennst du, fuhr er fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jetzt eben?

Ich wünschte, dass es immer Herbst seyn möchte.

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, dass es Winter, im Frühling, dass es Frühling, im Sommer, dass es Sommer, und im Herbste, dass es Herbst seyn möchte. Denk' einmal nach, was folgt wohl daraus?

Dass alle Jahreszeiten gut sind.

Ja, dass sie alle reich an Freude, reich an mannichfaltigen Gaben sind, und dass der liebe, grosse Gott viel besser als die armen Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muss.

Hätt' es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlitten fahren und immer Schneemänner machen zu können. Und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen! Wohl uns, dass es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt seyn soll; wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

---

26. Die Aster.

Zu der Zeit, als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und andern frommen Kindern in Jerusalem zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der nachmals des Erlösers Lieblingsjünger wurde, mit seinem himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich vergieng. Der Abend war schon angebrochen, und die Sterne traten immer heller und heller aus dem dunkeln Aether hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: Ich will nun schlafen gehen.

Wo ist denn dein Bett, lieber Fremdling? fragte Johannes.

Dort oben bei den Sternen, entgegnete der Engel.

Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen, seufzte der Kleine; wenn ich doch mit dir gehen dürfte!

Dein Bett ist auch schon da droben gemacht, tröstete ihn der Engel; aber erst wirst du dich hier unten noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind!

Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht, und

pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Angedenken bis auf den andern Morgen mitzugeben. Da hast du ein Sträußchen, sprach er zu dem Engel, und wenn du morgen früh wieder herunterkommst, so vergiß nicht, mir ein anderes von da droben mitzubringen; denn da müßt ihr ja viel schönere und größere Blumen haben, als wir. —

Die haben wir auch, antwortete der Engel, aber wir können sie nicht zu euch herunterbringen. — Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen, die sind aber so groß und so hell, daß du mit deinen kleinen, schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte, als die Rosen und Lilien. Ich kann dir das alles nicht deutlich sagen; aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern im blauen Aether, und sie nähren sich nicht vom Sonnenstrahl, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Sonnenstäubchen von einer Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann?

Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Und am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnchen in der Hand, das gruben sie miteinander in die Erde, und begossen es alle Morgen und alle Abend mit frischem Wasser, das der Engel auch immer in eigener Hand getragen brachte.

Und der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Jerusalem, daß er einen Stern in seinem Garten gesäet habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte.

Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbst eine schöne bunte Blume von runder Gestalt, und ringsumher mit vielen schmalen Blätterchen, gleichwie von Sternenstrahlen umgeben, und so behielt sie nicht unschicklich den Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten; denn Aster heißt verdeutscht ein Stern.

Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie mit einander von ihrer alten Verwandtschaft flüsterten, und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf, und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

---

27. Liebet euch unter einander.

Der alte Simon saß eines Sommertages, da die Zeit am heißesten war, vor der Thür seines Hauses, unter dem Schatten eines Akazienbaumes, der gerade in der Blüthe stand, und dessen Wohlgerüche mild und erquickend zu dem ausruhenden Greise drangen.

Simon wurde in der jüdischen Gemeinde der Weise genannt, weil er durch seine klugen Rathschläge so manchem seiner Glaubensgenossen geholfen hatte. Dabei war Simon wohlthätig; denn Gott hatte ihn reichlich mit irdischen Gütern gesegnet; auch machte seine Hand keinen Unterschied beim Austheilen der Gaben: Christen wie Juden waren vor ihm gleich; alle Menschen sah er an als seine Brüder.

Wie Simon nun so saß und sich des herrlichen Tages erfreute, kam sein sechsjähriger Enkel Modestus, das heißt der Sanftmüthige. Der kniete auf die Erde, legte sein Haupt auf den Schooß des alten Großvaters und weinte bitterlich. Da legte Simon, dessen Augen schon dunkel geworden waren, die zitternde Hand auf das lockige Haupt des Knaben und sagte: „Bist du es, mein lieber Modestus? — Warum weinst du?“ Der Knabe antwortete: „Wohl muß ich weinen, heut, morgen und alle Tage: denn unsere Nachbarskinder, die Christenknaben, verachten und verspotten mich auf jegliche Weise. Erst jetzt haben sie mich nicht allein aus ihrer Mitte gejagt, sondern einer von ihnen hat mich sogar geschlagen. Und doch wollte ich nichts anders, als den Gottfried, unseres Nachbars Sohn, welcher gestorben ist und heut begraben wird, noch einmal sehen.“

Der alte Simon war ernst geworden, und der Schatten des Unmuths lagerte sich auf sein Angesicht. Er versank in tiefes Nachsinnen und die Gedanken mochten wohl in frühere Zeiten zurückschweifen, wo ihm Aehnliches von Christen widerfahren war. Endlich ermannte er sich wieder; die Wolken des Trübsinns verschwanden; sein Angesicht lächelte, in seinem Innern mußte ein herrlicher schöner Gedanke aufgetaucht seyn und die Rückerinnerung erlittener Schmach verdrängt haben. Simon sprach: „Sind die Knaben bei dem Todten?“ „Ja, lieber Großvater!“ antwortete Modestus. „Gut,

mein Sohn. So gehe denn in den Garten, und pflücke die schönsten Blumen, die du finden kannst, und trage den Blumenstrauß nach dem Sterbehause, und lege ihn heimlich auf die Thürschwelle nieder, so hast du deinem todten Freunde den letzten Liebesdienst erwiesen. Es wird sich schon Jemand finden, der den Blumenstrauß aufnimmt, um deinen Freund damit zu schmücken. Willst du das thun, mein Sohn?" Bei den letzten Worten war aber Modestus schon davongeeilt, und pflückte die schönsten Blumen, die er im Garten finden konnte und band sie zum Strauß. Darnach schlich er sich an den Häusern entlang und legte den Blumenstrauß heimlich und behutsam an dem Orte nieder, welchen ihm der alte Simon angedeutet hatte.

Die Knaben aber, welche sich auf der Hausflur befanden, wo der Sarg stand, wurden des schönen Blumenstraußes gewahr und sahen auch den Geber desselben, den hinwegeilenden Modestus. Da trat ein Knabe zur Thür heraus und rief: „Modestus! Modestus! kehre wieder um! wir thun dir ja nichts!" Da kam Modestus zurück und trat schüchtern in den Kreis der versammelten Kinder. Alle aber umstanden mit Thränen in den Augen den Sarg, worin Gottfried lag, dessen Gesicht lächelte, als wenn die Engel im Himmel mit ihm spielten; und Modestus mußte auch weinen. Da gaben die Knaben dem Modestus seinen Blumenstrauß wieder und sagten: „Schmücke Du selbst den Sarg, denn Gottfried ist ja auch Dein Freund gewesen!" Modestus trat dem Sarge näher und legte den Blumenstrauß so, daß er aussah, als wenn ihn Gottfried in der Hand hielte. Als aber die Knaben mit betrübtem Herzen Abschied von ihrem Freunde Gottfried genommen hatten, schlossen sie vor der Thür einen Kreis um den Modestus, und man sah es ihren Gesichtern an, daß sie etwas auf den Herzen haben mußten; aber einer getraute sich nicht vor dem andern mit der Sprache heraus, denn sie waren sich des Unrechts bewußt, welches sie dem Modestus angethan hatten. Endlich ergriff ein Knabe das Wort und sagte: „Modestus, du weißt, unser Gottfried ist todt und wir können nicht mehr mit ihm spielen: willst du von morgen an unser Spielkamerad sein?" Der Angeredete sprach: „Das kommt ganz auf euch an, wenn ihr wollt, so will ich mich sehr gern als euer Spielgenosse zu euch gesellen." Da

gaben sich die Knaben beim Abschiede die Hand, und jeder von ihnen kehrte nach Hause zurück.

Modestus aber erzählte dem Großvater, was sich Alles zugetragen, und wie die Christenknaben waren so freundlich gegen ihn gewesen, als wenn sie seine Brüder wären.

Da lächelte Simon und legte die Hand auf das Haupt seines Enkels und segnete ihn.

---

28. Das Lateinische.

In Polen und Ungarn wird, wie bekannt ist, das Lateinische in den meisten Schulen gelehrt. So hatte denn ein ungarischer Bauernknabe von dem Lehrer, einem Mönch, gar oft sagen hören: Jungens, lernt Latein! Wer Latein versteht, kann damit durch die ganze Welt kommen." — Er war nun unterdessen aus der Schule entlassen worden, und hütete nah' an einem Sumpfe die Pferde des Dorfrichters, bei dem er diente. Zufälligerweise kam ein stattlicher Herr des Weges daher geritten und fragte den jungen Bauer: „Sollte ich mit meinem Pferde wohl durch diesen Sumpf kommen?" — Der Bursche entgegnete: „Herr, versteht Ihr lateinisch?" — „Allerdings verstehe ich das," antwortete der Reisende und lachte. — „Nun, fuhr Jobst fort, so eilet nur dreist zu, Ihr kommt sicherlich hindurch." — Aber kaum hatte das Pferd einige Schritte gemacht, so war es auch sammt dem Reiter dergestalt versunken, daß beide nur mit Mühe durch mehrere Leute aus dem benachbarten Dorfe gerettet werden konnten. Höchst erzürnt befahl der Reisende, ein vornehmer Edelmann, stracks den falschen Rathgeber zu ergreifen, und vor den Richter zu führen, damit er scharf bestraft würde. Aber der Bursche schrie jämmerlich, daß man nur Pater Joseph herbeiholen möchte, denn der allein sey an Allem schuld. Pater Joseph wurde also eingeladen zu erscheinen, und er erschien, neugierig, weßhalb man ihn so schnell herbei gerufen habe. „Habt Ihr," rief ihm Jobst voll Angst zu, „mir nicht hundert Mal gesagt, daß, wer Latein verstehe, damit durch die ganze Welt kommen könne?" — „Allerdings!" erwiderte der alte Mann, „und das sage ich noch heute!" — „Nun, da habt Ihr's, meine

gestrengen Herren!" rief Jobst voll Freuden. „Da seht Ihr's, daß ich unschuldig bin. Denn ich dachte, kann man mit Lateinisch durch die ganze Welt kommen, so muß man doch wohl damit auch durch das Bischen Sumpf da vor dem Dorfe kommen können." Alle lachten über den Einfaltspinsel und er kam für dies Mal mit einem scharfen Verweise davon.

---

29. Der rechtschaffene Amynt.

Ein armer Mann, Namens Amynt, befand sich in grosser Noth. Er konnte nicht mehr genug aufbringen, seine Kinder zu sättigen; und ein hartherziger Mann, dem er zehn Thaler schuldig war, drohete ihm, sein Häuschen verkaufen zu lassen, wenn er nicht alsbald die zehn Thaler bezahlte. In dieser Noth gieng er zu einem reichen Manne und bat, ihm zehn Thaler auf eine Handschrift zu leihen, welche er ehrlich wiederzugeben versprach, sobald er wieder etwas verdienen könnte. Der Reiche wollte nicht; er erzählte ihm mit weitläufigen Worten, wie viel Geld er schon durch böse Schuldner eingebüsst hätte. Amynt hielt an, er bat, er flehete um Gotteswillen, aber der Reiche liess sich nicht bewegen. Endlich kam ein Handwerksmann, der mit dem Reichen etwas abzurechnen hatte; über der Rechnung wurden sie uneins, und der Reiche hiess den Handwerksmann einen Schelm und Dieb. „Was?" sagte dieser, „ich wäre ein Schelm und Dieb? Darüber werde ich Sie verklagen. Amynt hat's gehört." Mit diesen Worten gieng der Handwerksmann fort, den Reichen zu verklagen. Der arme Amynt stand indessen noch immer da, und wartete ob er etwas bekommen würde. Endlich fieng der Reiche an: „Hört Amynt! ich habe mich übereilt und den Mann einen Schelm geheissen. Er verklagt mich, und da werdet Ihr Zeuge sein müssen; wenn Ihr mich verrathet, so muss ich ihm öffentlich auf dem Rathhause Abbitte thun. Das würde ich mir für einen grossen Schimpf halten. Hört, thut mir den Gefallen, wenn Ihr befragt werdet, so saget, Ihr hättet nichts gehört. Ich will Euch auch die zehn Thaler leihen, die Ihr verlangt habt." — „Herr! sprach Amynt, „das muthen Sie

mir nicht zu! Das wäre ja ein falsches Zeugniss; und in der Bibel stehet ja geschrieben: Du sollst nicht falsch Zeugniss reden wider Deinen Nächsten. Wenn ich befragt werde, ob ich es gehört hätte, so muss ich doch die Wahrheit sagen." Darauf sagte der Reiche wieder: „Wenn Ihr mir den Gefallen thut, so will ich Euch die zehn Thaler schenken." Aber Amynt weigerte sich noch immer, ein falsches Zeugniss abzulegen. Endlich fuhr der Reiche fort: Wenn Ihr mir durchhelfen wollet, so will ich Euch zwanzig Thaler schenken; dann kommt Ihr aus aller Euer Noth. Nun bedenkt wohl, was Ihr thut!" Aber der ehrliche Amynt blieb bei seinem Vorsatz, und sagte: „Nein, mein Herr! dazu bringen Sie mich nicht, dass ich ein falsches Zeugniss ablegen soll. Ich befinde mich zwar in grosser Noth; meine Kinder haben schon seit zwei Tagen nicht satt Brod gehabt; sie werden weinen und über Hunger klagen, wenn ich nach Hause komme. Das wird mir durch's Herz gehen. Man wird mich aus meiner Hütte jagen — aber dies Alles will ich doch lieber ertragen, als dass ich etwas thun sollte, was gegen mein Gewissen ist." So sprach Amynt und gieng.

---

30. Die Locken.

Der arme, kaum achtjährige Heinrich hatte eine kranke Mutter und sah, wie sie auf ihrem Lager große Schmerzen leiden mußte, und Niemand kam, ihr zu helfen, oder Erleichterung zu verschaffen. Der Vater, der sie und ihn ernährt hatte, war gestorben, und nun mangelte es an Allem, an Nahrung und an Arznei für die gute Mutter. Das schmerzte ihn in der Seele; aber wie sollte er, der schwache, selbst noch fremder Hülfe bedürftige Knabe helfen? Er sann hin und her, ob er nicht etwas habe, das er verkaufen könnte, um der Mutter dadurch Geld zu verschaffen. Diese Gedanken beschäftigten ihn sogar Nachts, und in der Schlaflosigkeit fiel ihm ein, wie schon viele Leute sein schönes blondes Haar gelobt, wie oft seine Eltern es unter Liebkosungen gestreichelt hatten. Und wie ein Licht gieng zugleich der Gedanke in ihm auf, wozu jetzt diese Zierde nützen könnte; er hatte gehört, daß die Perrük-

kenmacher schöne Haare für gutes Geld kaufen, um Andern künstliche Locken daraus zu verfertigen. „Nun, Gott sei Dank!“ jubelte er, „nun bin ich ja reich und kann meiner Mutter helfen; nun schnell zum Perrückenmacher!“ Gesagt, gethan; am frühen Morgen eilt er hin, die schönen Locken fallen unter der Schere des Haarkünstlers, und zwei große Thaler sind der Preis. Voll Freude eilt er heim und legt seinen Verdienst vor die erstaunte Mutter. „Zürne nicht, liebe Mutter!“ sagte er, „daß ich so lange aus war; sieh', das hab' ich für mein Haar bekommen.“ Thränen entströmten bei diesen Worten den Augen der Mutter, und ihr segnender Blick ruhete auf dem Kinde. „Nun will ich gerne sterben, nun weiß ich, daß es dir gut gehen wird, denn ein gutes Kind hat die Verheißungen des allmächtigen Gottes. Das Geld des Knaben konnte der Mutter nicht viel mehr helfen, sie starb bald darauf, und unser Heinrich war nun eine verlassene Waise. Aber der, ohne dessen Wissen kein Hauptthaar auf die Erde fällt, hatte die That des Kleinen und sein Herz angesehen und ließ den Segen der sterbenden Mutter in Erfüllung gehen. Er schickte einen Menschenfreund, der ihn an Kindesstatt annahm und ihn in Allem als sein eignes Kind hielt.

---

31. Hänschen und Gretchen.

Hänschen und Gretchen waren zwei arme, arme Kinder, die ihre Eltern verloren hatten und nun, bei einer alten Großmutter lebend, die selbst kaum das trockne Brod hatte, für diese und für sich selbst ihre Nahrung vor den Thüren Anderer suchen mußten. Mit dem Bettelsacke auf dem Rücken giengen die armen Kleinen von Haus zu Haus und erhielten hier ein Stück trockenes Brod, dort einen Dreier, hier die Reste eines Mittagsessens, dort einen erquicklichen Trunk, und wenn ihnen letzterer nicht gereicht wurde, dann löschten sie ihren Durst aus einem Brunnen oder einer Quelle.

Zuweilen traf es sich auch, daß eine mitleidige Seele ihnen ein Kleidungsstück gab und im Winter ein paar Strümpfe oder Schuhe; denn im Sommer giengen sie barfuß und wußten auch

nichts davon, denn ihre Füße waren gegen die spitzigen Steine, womit die Gassen oft gepflastert sind, schon ganz abgehärtet.

Man fuhr Hänschen und Gretchen auch selten ihres Bettelns wegen mit rauhen, harten Worten an; denn der Augenschein zeigte, daß sie noch zu klein waren, um schon ihr tägliches Brod mit der Arbeit verdienen zu können; bot sich ihnen aber einmal eine Gelegenheit dar, sich nützlich zu machen, so waren sie schnell bei der Hand und richteten das ihnen Aufgetragene hübsch ordentlich aus.

So kamen Hänschen und Gretchen an einem Sommermorgen früh vor das Haus eines reichen Mannes, und als sie eben in dasselbe treten wollten, um ein Stückchen Brod zum Frühstück zu erbitten, sahen sie etwas Blankes zwischen den Steinen schimmern. Hänschen erblickte es zuerst, hob es auf und rief voll Freude: „Da haben wir einen kostbaren Fund gethan, Gretchen! Sieh nur, es ist ein goldener Ring mit einem schönen glänzenden Steine; o, nun ist es mit unsrer Noth auf einmal aus; denn wenn wir den verkaufen, erhalten wir viel, viel Geld dafür!"

„Gott bewahre uns, ihn zu behalten!" sagte Gretchen gleich im ersten Augenblick; „er gehört den Leuten in diesem Hause, wie zu vermuthen steht und da müssen wir ihn wieder zurückgeben; denn sind wir gleich arme Bettelkinder, so müssen wir doch ehrlich bleiben, wie die gute Großmutter uns immer lehrt."

„Hast Recht, Gretchen, ich dachte nur in dem Augenblick nicht d'ran," entgegnete ihr Hänschen; „nein, den Ring wollen wir nicht behalten, sondern ihn denen zurückgeben, die ihn vermuthlich verloren haben; und wie werden die sich nicht freuen, wenn sie ihn wieder erhalten!"

Außer dem lieben Gott, der ja Alles hört, hatte aber auch noch ein guter Mensch ihr Gespräch mit angehört und zwar der Herr des Hauses, der eben sein Fenster offen stehen hatte — was sie aber vor der breiten Linde, die es beschattete, nicht sahen — und eben seinen kostbaren Ring suchte. Er bückte sich jetzt zum Fenster hinaus und rief ihnen zu: „He! kommt doch einmal zu mir herauf, Kinder!"

Sie gehorchten ihm und giengen in das Haus; der reiche Mann aber kam ihnen schon an der Treppe entgegen, nahm sie freundlich bei der Hand und führte sie in sein Zimmer.

„Hört, Kinderchen!“ sagte er, und eine Thräne glänzte in seinem Auge, „ihr seid zu gut und brav von Gesinnungen, als daß ich es vor Gott und mir selbst verantworten könnte, euch beim Bettelsack groß werden zu lassen. Ich will euch zu guten Leuten thun, wo ihr nicht nur ein gutes Beispiel vor Augen haben werdet, sondern auch etwas Nützliches lernen könnt. Gott hat mir Geld und Gut geschenkt, und da denke ich, wird es am besten auf solche Weise von mir verwendet.“

„O, das wäre schön, das wäre ein großes Glück für uns!“ riefen Häuschen und Gretchen wie aus Einem Munde; „aber wer wird dann für die arme alte Großmutter betteln gehen?“ fügte Häuschen, plötzlich traurig werdend, hinzu.

„Das laßt meine Sorge auch nur seyn, ihr guten Kinder,“ sagte der treffliche Reiche, „ich verspreche euch, daß eure gute alte Großmutter, die euch so gute Lehren gab, fortan nicht darben soll.“

Der reiche Menschenfreund hielt Wort und erlebte die Freude, Häuschen und Gretchen zu braven, nützlichen und geschickten Menschen aufwachsen zu sehen, die späterhin ihr Brod so reichlich verdienten, daß sie keinen Armen ungetröstet von ihrer Thüre gehen zu lassen brauchten.

---

32. Das Schwalbennest.

Luise kam zur Mutter und sprach: „Mutter, komm, ich will dir etwas sehr Hübsches zeigen.“

„Was willst du mir zeigen?“ fragte die Mutter.

„O komm nur, du sollst es sehen!“ antwortete das Kind, „es ist ganz allerliebst.“

Die Mutter gieng mit ihr.

Luise führte die Mutter an ein Fenster und sagte leise: „Blicke einmal in die Höhe!“ Die Mutter that es und sah oben am Dache ein Schwalbennest, aus dessen Oeffnung vier Schnäbelchen herausgestreckt waren, und vier paar Aeuglein in die Welt hinausblickten.

„Nun gieb Acht!“ rief das Kind.

Die Mutter gab Acht und sah eine Schwalbe eiligst herbei-

fliegen, die trug eine Fliege im Schnabel und legte sie schnell in das geöffnete Schnäbelchen des einen jungen Vogels, flog hinweg und kam wieder, und nochmals und abermals. Und jedesmal brachte sie eine Fliege mit und legte sie der Reihe nach in einen der vier offenen Schnäbel. Nun waren alle vier gefüllt. Die Jungen zwitscherten fröhlich und die alte Schwalbe flog hoch in die Luft und zwitscherte hell und lustig darein. „Ist dieß nicht niedlich zu sehen? fragte das Kind.

„Ganz gewiß," sagte die Mutter, „es gefällt mir sehr. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ihr, du und die Brüder und Schwestern des Morgens oder Mittags um den Tisch hersitzet."

„Und du giebst uns Speise, liebe Mutter," fiel Luise ein.

„Ja," fuhr die Mutter fort, „und ihr seid dann auch so fröhlich dabei, wie die Schwalben hier!"

„Es ist doch recht gut," sagte Luise, „daß die lieben, niedlichen Schwalben eine so gute Mutter haben, die ihnen Würmchen bringt, daß sie nicht verhungern, und die ihnen ein kleines Häuschen gebaut hat, in dem sie wohnen. Wer hat ihnen gesagt, daß sie das thun sollen?"

„Der liebe Gott hat es ihnen in ihr kleines Herz gegeben," sprach die Mutter. „Der liebe Gott will, daß es allen Geschöpfen wohl ergehen, dem Menschen und der Schwalbe und jedem Thierchen im Walde und auf dem Felde, im Garten und auf der Wiese!" —

„Das ist doch ein lieber, gütiger Gott," sagte Luise.

---

33. Das Kind unter den Wölfen.

Auf dem Riesengebirge lebte einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind und auch eine grosse Heerde. Die Heerde aber gehörte nicht der Frau, sondern sie hütete sie nur. Und da sass sie einmal mit ihrem Kinde in dem Walde und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe, und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase. In dem Walde aber waren böse Wölfe, und als die Kühe von dem Grase in den Wald giengen, wo es

kühl war, und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen und könnte die Kühe fressen. Und da gab sie dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu und sagte: „Da Kindchen, nimm und iss; nimm aber den Löffel nicht zu voll.“ Und nun stand sie auf und gieng in den Wald und wollte die Kühe heraustreiben. Und wie nun das Kind so allein da sass und ass, kam eine grosse, grosse Wölfin aus dem Walde heraus gesprungen, und gerade auf das Kind los, und fasste es mit den Zähnen hinten an der Jacke und trug es in den Wald. Und da die Mutter wieder kam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand fest gehalten. Und wie das die Mutter sah, dachte sie gleich, das hat kein anderer gethan, als der Wolf, und lief in das Dorf und schrie entsetzlich, dass die Leute herauskämen.

Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen, der hatte sich verirrt und wusste nicht, wo er war. Und wie er so durch die Büsche geht und den Weg sucht, hört er etwas sprechen und denkt gleich, da müssen wohl Leute sein! Und es sagte immer: „Geh' oder ich geb' dir was!“ Und wie er nun das Gebüsch von einander thut und sehen will, was es ist, sitzt ein Kindchen auf der Erde und sechs kleine Wölfchen drum herum, die fahren immer auf das Kind zu und schnappen ihm nach den Händen — aber die alte Wölfin war nicht dabei, die war wieder in den Wald gelaufen: — und wenn ihm nun die Wölfchen nach den Händen schnappen, schlägt das Kind sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagt immer dazu: „Geh' oder ich geb' dir was!“

Und der Bote wunderte sich und lief geschwind hin und schlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, dass sie alle davon liefen, und das Kind nahm er geschwind von der Erde in die Höhe und lief und lief, denn er dachte, die alte Wölfin könnte wieder kommen. Und da währte es gar nicht lange, da kamen die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln, und wollten den Wolf todt machen. Und die Mutter kam auch mit, und da sie sah, dass der Wolf das Kind nicht

gefressen hatte, war sie sehr vergnügt und dankte dem guten Mann tausendmal und noch mehr dem lieben Gott, dass er ihr Kind nicht hatte fressen lassen.

---

34. Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte Jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bringe der Großmutter hinaus; weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sey aber hübsch artig und grüß sie von mir; geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen sagte: „Ich will schon Alles gut ausrichten," und gab der Mutter die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rothkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf!" „Wo hinaus so früh, Rothkäppchen?" „Zur Großmutter." „Was trägst du unter der Schürze?" „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich etwas zu gut thun und sich stärken." „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" „Noch eine gute Viertelstund im Wald; unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus; unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter Bissen für dich; wie fängst du's an, daß du den kriegst." Da gieng er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum

guckst du nicht um dich? ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule giengst, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin- und hersprang, und Alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist ja noch früh, daß ich noch zu rechter Zeit ankomme," und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine noch schönere, und lief danach und lief immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng gradeswegs nach dem Hause der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen?" „Rothkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein, mach auf." „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, trat hinein und gieng, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herum gelaufen nach Blumen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Thüre aufstand, und wie es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut zu Muth, und bin sonst so gerne bei der Großmutter!" Darauf gieng es zum Bett und zog die Vorhänge zurück; da lag die Großmutter und hatte die Haube tief in's Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" „Daß ich dich besser hören kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" „Daß ich dich besser sehen kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" „Daß ich dich besser packen kann." „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" „Daß ich dich besser fressen kann." Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bette auf das arme Rothkäppchen und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bissen im Leibe hatte, legte er sich wieder in's Bett, schlief ein und fieng an überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei und dachte bei sich: „Wie kann die alte Frau so schnarchen! du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: „Vielleicht hat er die Großmutter gefressen und ich kann sie noch retten,“ und schoß nicht, sondern nahm eine Schere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrokken! was war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

35. Sechse kommen durch die ganze Welt.

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer; aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart,“ sprach er, „mit mir geht man nicht so um! finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben.“ Da gieng er voll Zorn in den Wald und sah Einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehn?“ „Ja,“ antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen,“ und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob

die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und gieng mit seinem Herrn; der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen!" Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knieen, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaums, der will ich das linke Auge herausschießen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Der Jäger war bereit und gieng mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und gieng doch links und rechts kein Wind, und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt; es regt sich ja kein Lüftchen," und gieng mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie Einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie laufen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da stieg der Bläser herab und gieng mit; und über eine Zeit sahen sie Einen, der stand da auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. Da sprach der Herr: „Du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen." „Ich bin ein Läufer," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt." „O, geh mit mir; wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da gieng er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie Einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohre sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! manierlich! setz' deinen Hut doch ein bißchen gerad; du siehst ja aus, wie ein Hans Narr." „Ich darf's nicht thun," sprach der Andere; „denn setze ich meinen Hut gerad', so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde." „O, geh mit mir,"

sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen."

Nun giengen die Sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden; wer aber verliere, müsse auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen." Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften." Nun ward das verabredet und fest gemacht; da schnallte der Mann dem Läufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sey hurtig und hilf, daß wir siegen." Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Wasser aus einem weit abgelegenen Brunnen brächte, Sieger seyn sollte. Nun bekam der Läufer einen Krug, und die Königstochter auch einen, und sie fiengen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblicke, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Läufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück; und als sie den Läufer da liegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben," leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wär' Alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und Alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen," lud seine Büchse und schoß so geschickt, daß er dem Läufer den Pferdeschädel unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm weh' zu thun. Da erwachte der Läufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer, und die Königstochter schon weit vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief

wieder zum Brunnen zurück, schöpfte auf's neue Wasser und war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim, und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr," sprach er, „jetzt habe ich erst die Beine aufgehoben, vorher war's gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davon tragen sollte, und sie rathschlagten mit einander, wie sie ihn sammt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang seyn, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken," und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt; da sprach der König zu ihnen: „Geht hinein und laßt's euch wohl sein." Und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lange unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch, und es fieng an und ward den Sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen; als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus gehen wollten, Thüre und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln zusammenfroren. Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären in der Hitze verschmachtet, ließ er die Thür öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thüre aufgieng, standen sie alle Sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie heraus könnten, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da gieng der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht besser gethan hätte, was ihm wäre befohlen worden.

Der Koch antwortete: „Es ist Gluth genug da, seht nur selbst.“ Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte und merkte, daß er den Sechsen auf diese Weise nichts anhaben konnte.

Nun sann der König auf's neue, wie er der bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, so viel du willst.“ Da antwortete er: „Ja, Herr König, gebt mir so viel, als mein Diener tragen kann, so verlange ich Eure Tochter nicht.“ Das war der König zufrieden, und jener sprach weiter: „So will ich in 14 Tagen kommen und es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reich zusammenkommen, die mußten 14 Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der Starke, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schultern nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den hausgroßen Ballen Leinewand auf der Schulter trägt?“ erschrak und dachte: „Was wird der für Gold wegschleppen!“ Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechszehn der stärksten Männer tragen; aber der Starke packte sie mit einer Hand, steckte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr? das deckte ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Schatz herbeitragen, den schob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei,“ rief er, „die Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammen gefahren werden, die schob der Starke sammt den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich will's nicht lang besehen,“ sprach er, „und nehmen, was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie Alles darin stack, gieng doch noch viel hinein; da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen und lieber denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und gieng mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie der einzige Mann des Landes Reichthum forttrug, ward er zornig und ließ seine Reiterei aufsitzen, die sollten den Sechsen nachjagen, und hatten Befehl, dem

Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene; legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!“ „Was sagt ihr? sprach der Bläser, „wir wären Gefangene? eher sollt ihr sämmtlich in der Luft herumfliegen,“ hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an: da fuhren sie aus einander und in die Luft über alle Berge fort, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiente. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herab kam; dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag ihm, er sollte nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen.“ Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt sie gehen, die haben etwas an sich.“ Da brachten die Sechs den Reichthum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

---

36. Der Negersohn.

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Küste Afrika's wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen und sah, da er von dem Gläubiger gedrängt ward, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter,“ sagte der unglückliche Mann, „als meine Person. Willst du also, so verkaufe mich, wenn es dir beliebt.“ Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie es Sitte ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine ganze Ladung eingenommen hatte. Vor der Abfahrt aber kam ein junger Neger, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande und erklärte, daß er Willens sey, für einen der hier versammelten Neger einzutreten. Der dänische Arzt, der herbei gerufen ward und ihn untersucht hatte, erklärte, daß der Umtausch der Schade des Sklavenhändlers nicht sey. Nun führte man den verlangten ältern Neger herbei. Welch ein Auftritt, als der Sohn

seinen Vater in den Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch erlösen zu können. Die Kette ward geöffnet, der Vater befreit und der Sohn eingeschmiedet. Dieser war vollkommen ruhig und bat den Vater dringend, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber tief bewegt zeigte der dänische Arzt den merkwürdigen Vorfall dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen, redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt nach ihrer Heimath zurück.

---

37. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende giengen, so dass er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, dass kein guter Wind wehte, lief fort, und machte sich auf den Weg nach Bremen: „Dort," dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden." Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?" sprach der Esel. „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab ich Reissaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?" „Weisst du was," sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und lass dich auch bei der Musik annehmen." Der Hund war's zufrieden und sie giengen weiter. Es dauerte nicht lange, so sass da eine Katze am Weg, und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?" fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht," antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden,

und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer: wo soll ich hin?“ „Geh’ mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze war’s zufrieden und gieng mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da sass auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab’ ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Ei was, du Rothkopf,“ sprach der Esel, „zieh’ lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musiziren, so muss es eine Art haben.“ Der Hahn liess sich den Vorschlag gefallen, und sie giengen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen grossen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu, es müsste nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut.“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer grösser, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen.

Der Esel, als der grösste, machte sich an's Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel musste sich mit den Vorderfüssen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fiengen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in grösster Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und assen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, dass kein Licht mehr im Hause war, auch Alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen in's Bockshorn jagen lassen," und hiess einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand Alles still, gieng in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, dass es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spass, sprang ihm in's Gesicht, spie und kratzte. Da erschrack er gewaltig, lief und wollte zur

Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biss ihn in's Bein, und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuss; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber was er konnte zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich in's Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, dass ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

38. Meister Hämmerlein.

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er gieng und stund, sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem Allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte blos ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und blos für ein bischen Hämmern?“

Blos für ein bischen Hämmern! An einer Gartenthür, nahe am Dorfe, hieng schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf gieng der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch in's Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrod. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif in's Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da aussen am Wege das Brett einer Gartenthüre fest gemacht hat?“ „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,“ sagte der Schulze zu dem Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdlinge. Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht.“ — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben dem Schulzen traulich zu dem Fremdling und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: „Dieser und kein Anderer soll Gemeindeschmied werden.“ Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedmeister eines großen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!“

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüspflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?" fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — „Je," sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen." — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker gieng, las er von fern schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedes Mal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihr's?" sagte er nun. — „Hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden."

39. Mährchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheidt und wußte sich in Alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg gieng dabei über den Kirchhof oder sonst an einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit

an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselt's nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör', du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brod verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." „Ei, Vater," antwortete er, „ich will gern was lernen; ja wenn's angieng, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts. Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häckchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brod wirst du damit nicht verdienen."

Bald hernach kam der Küster zum Besuch in's Haus; da klagte ihm der Vater seine Noth, und erzählte ihm, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt Euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brod verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" „Ei," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich in's Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchthurm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist," dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, gieng er heimlich voraus und stellte sich in's Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf; als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?" rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach, daß du fort kommst, oder ich werf dich hinunter." Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehen; da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß

das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen in's Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm gestiegen." „Nein," antworte der Bub; „aber da hat einer im Schallloch gestanden und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmissen; geht einmal hin, so werdet Ihr sehen, ob er's ist." Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat Euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! meinen Mann hat er zum Schallloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!" Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!" „Ei, Vater," antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht wie einer, der Böses vor hat, ich wußte nicht, wer's war, ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen. „Ach," sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen." „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann." „Lerne, was du willst," sprach der Vater, „mir ist Alles einerlei. Da hast du fünfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen." „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Thaler in die Tasche, gieng hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Da gieng ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du,

dort ist der Baum, wo sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben: setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen." „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das will ich gern thun; lern' ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir." Da gieng der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht gieng der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin- und herbewegten, da dachte er: du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach den andern los, und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in Acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf." Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hieng sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer, und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was Gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „woher sollt' ich's wissen? die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, verbrennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, gieng fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge gieng auch seines Weges, und fieng wieder an vor sich hinzureden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! ach, wenn mir's nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?" „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht

sagen." „Was brummst du so in den Bart hinein?" „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte; aber Niemand kann mich's lehren." „Laß das dumme Geschwätz," sprach der Fuhrmann; „komm, geh' mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Nun gieng der Junge mit dem Fuhrmann; Abends gelangten sie zu einem Wirthshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Der Wirth, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." „Ach, schweig stille," sprach die Wirthsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich will's einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könne, was Gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin schlafen wolle. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da gieng der Junge am andern Morgen vor den König, und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?" Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, die du mit in's Schloß nimmst." Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das Alles bei Tag in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, gieng der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er, „aber hier werd ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hinein blies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren!" rief er, „was schreit

ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch an's Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" „Ja," antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her." Da streckten sie die Krallen aus. „Ei," sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie bei'm Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen," sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," und schlug sie todt, und warf sie hinaus in's Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrieen gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser: „Ei, du Gesindel! fort mit dir!" und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, gieng und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fieng das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so," sprach er, „nur besser zu." Da fieng das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten d'runter. Da schleuderte er Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!" legte sich an sein Feuer, und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre todt. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen!" Das hörte

der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er nun zum Wirth kam, machte der große Augen, und sprach: „Ich dachte nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt was Gruseln ist?“ „Nein,“ sagte er, „ich weiß es nicht, wenn mir's nur einer sagen könnte!“

Die zweite Nacht gieng er wieder hinauf in's alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „Wenn mir's nur gruselte!“ Wie Mitternacht herankam, fieng ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bischen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihm hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da gieng der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart,“ sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen.“ Wie er das gethan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint,“ sprach der Junge, „die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder an seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug,“ antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund?“ Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „Jetzt werden sie besser schüppeln,“ sprach er, „heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war Alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „Wie ist dir's dießmal gegangen?“ fragte er: „Ich habe gekegelt,“ antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was,“ sprach er, „lustig hab ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha ha! das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist,“ winkte mit dem Finger und rief: „Komm Vetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber gieng hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein todter Mann darin; er fühlte ihm an's Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ sprach er, „ich will Dich ein bischen wärmen,“ gieng an's Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm auf's Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich an's Feuer, und legte ihn auf seinen Schoß und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn in's Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm und fieng an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Sieh'st du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!“ Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen.“ „Was,“ sagte er, „ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg,“ hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln,“ sagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart und sprach: „O du Wicht, nun sollst du bald lernen, was Gruseln ist, denn du sollst sterben.“ „Nicht so schnell,“ antwortete er, „da muß ich auch dabei sein.“ Sprach der Mann: „Dich will ich schon packen!“ — „Nur sachte, mach dich nicht gar zu breit, so stark wie du bist, bin ich auch, und wohl noch stärker.“ „Das will ich sehen,“ sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich lassen; komm, wir wollen's versuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer und nahm eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem Schlage in die Erde. „Das kann ich noch besser,“ sprach der Junge, und gieng zum andern Amboß, und der Alte stellte sich neben ihn, wollte zusehen, und sein weißer Bart hieng herab. Da faßte der Junge die Axt,

und zerspaltete den Amboß auf Einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich," sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange, und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ den Alten los, der führte ihn wieder in's Schloß zurück, und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon," sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe, und der Geist verschwand, also, daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraus helfen können," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer, und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „was ist's nur? Mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich keiner gelehrt." Der König sprach: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte! Wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will ihm Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und gieng hinaus, und ließ sich einen großen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist."

40. Der kleine Gelehrte.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns in Leipzig hatte das Glück, daß sein Vater viel an ihn wendete, um ihn frühzeitig in allerlei Sprachen und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Dabei

widerfuhr ihm aber das Unglück, daß unverständige Leute ihn über die Maßen zu loben pflegten, so oft er etwas Neues gelernt hatte. Dadurch wurde er sehr eitel, und strengte alle seine Kräfte an, nicht um ein verständiger und tugendhafter Mensch zu werden, sondern um vor den Leuten zu glänzen. Er brachte es also in kurzer Zeit in mancherlei Kenntnissen ziemlich weit; aber eben so sehr wuchs auch sein Stolz, und er hielt sich für berechtigt, alle Menschen zu verachten, die seiner Meinung nach nicht so viel wußten, wie er; ohne zu bedenken, daß dieselben andere, oft weit nützlichere Geschicklichkeiten besitzen konnten. In seines Vaters Haus kam wöchentlich ein junger Bursche vom Lande, der verschiedene Lebensmittel in die Küche brachte. An diesem suchte er sich vorzüglich zu reiben, weil er ihn für einen einfältigen Menschen hielt, der nichts gelernt habe. Bald fragte er ihn: „Jakob, wie groß ist wohl der Mond?“ — und wenn dann Jakob in seiner ehrlichen Unwissenheit antwortete: „I, wie ein Pfannkuchen!“ — so wollte der kleine Narr vor Lachen bersten und nannte ihn einen dummen Bauernschlingel. Bald hielt er sich über seinen schlechten Anzug auf, bald über die grobe Haut an seinen Händen, die durch Arbeit abgehärtet war! diese nannte er dann Elephantenleder, wovon man Schuhsohlen machen könnte. Jakob hörte alle diese Narrheiten geduldig an und wunderte sich nur in seinem Sinne, wie die vornehmen Leute aus ihren Kindern solche Affen machen könnten.

Einst fuhr der Kaufmann mit einigen Verwandten auf's Land, um sich da zu vergnügen, und das junge gelehrte Herrchen wurde auch mitgenommen. Dieser versäumte keine Gelegenheit, wo er den Gelehrten spielen konnte. Da man nun nach der Mahlzeit einen Spaziergang in das Gehölz vornahm, so verließ er die Gesellschaft und gieng als einer, der über etwas nachdenkt, allein in das Gebüsch, weil er gehört hatte, daß die Gelehrten es zuweilen so zu machen pflegten. Da seine Verwandten es bemerkten und die Besorgniß äußerten, er möchte sich wohl gar verirren, so glaubte er, seine Ehre erfordere es, daß er sich wirklich, wenigstens zum Schein, verirren müsse, und freute sich schon im Geiste über die Verlegenheit seiner Aeltern, wie sie ihn suchen, ihn bedauern und nachher bitten würden, seinen gelehrten Betrachtungen künftig nicht so nachzuhängen. Er gieng also immer weiter und weiter, bald links, bald rechts

vorwärts, bis er am Ende selbst nicht wußte, wo er hingekommen sey und wo er hingehen müsse. Da stand er nun ganz erschrocken und wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Er rief, er weinte, aber umsonst. Da war keiner, der ihm antwortete. Die Angst gab seinen Füßen Flügel: er lief wie ein junges Reh, das seine Mutter verloren hat, durch Busch und Wald und zitterte am ganzen Leibe, wie ein Espenblatt.

Indessen wurde es Abend, die Sonne gieng unter, es fieng an dunkel zu werden und Ernst (so hieß der Knabe) war noch immer in der Irre. Er litt Todesangst; denn es ist eine alte Erfahrung, daß die eingebildetsten Menschen gewöhnlich auch die furchtsamsten sind. Indem er nun, wie ein Verzweifelnder, hin- und herlief und laut wehklagte, erblickte er plötzlich zu seiner großen Freude einen jungen Bauer; und als er ihm näher kam, war es Niemand anders, als der ehrliche Jakob, den er immer so sehr verachtet und so oft zum Besten gehabt hatte. Dieser hütete zur Nachtzeit in dieser Gegend seines Vaters Pferde und kam jetzt auf das Jammergeschrei, das er gehört hatte, zu sehen, was es gäbe? „Sieh, sieh!“ rief er aus, als er Ernst erkannte, „wo in aller Welt kommen Sie denn hierher?“

„Ach, mein herzenssüßer, lieber Jakob!“ antwortete dieser, „ich habe mich verirrt!“ — und so ergriff er seine Hand. Jakob machte anfangs ein Paar große Augen; endlich brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte: „Ei, zum Geier, Herr! für wen sehen Sie mich denn an? Ich bin ja nur ein dummer Bauernschlingel; wissen Sie denn das nicht? Pfui, lassen Sie doch meine garstige Hand los; die ist ja von Elephantenleder.“

„O mein bester Freund!“ sprach Ernst, „verzeihe meine Beleidigungen und bringe mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater; du sollst auch ein gutes Trinkgeld erhalten!“ Jakob sah nachdenkend an den Himmel und sagte: „Aber sagen Sie mir doch, mein lieber, gelehrter Herr! wie groß mag eigentlich der Mond seyn?“ Ernst schlug vor Schaam und Reue die Augen nieder.

„Nun sieht der Herr,“ fuhr Jakob fort, „daß man ein dummer Bauerntölpel und doch zu vielerlei nützlich seyn kann! Was gäben Sie jetzt darum, wenn Sie, anstatt zu wissen, wie groß der Mond

ist, den rechten Weg wüßten und so wie unsereins sich nichts daraus machten, ihn allein und im Finstern zu gehen!"

„Ich erkenne ja mein Unrecht!" sprach Ernst tiefgerührt und verspreche dir, daß ich nie wieder so thöricht seyn will."

„Schon gut!" sagte Jakob, „der Herr muß auch ein wenig fühlen, was das auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind zu verachten oder für ein Geschöpf zu halten, mit dem man umgehen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn darnach krähete. Aber damit Sie sehen, daß ein ehrlicher Bauer nicht rachsüchtig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten und morgen früh zu Ihrem Vater bringen. Und so gieng er mit ihm nach einer großen Linde, unter deren Zweigen er sein Nachtlager zu nehmen pflegte. Ein Stein war sein Kopfkissen und ein Futtersack, in den er hineinkroch, sein Ober- und Unterbette. Nun Herr, bedienen Sie sich auch Ihrer Freiheit!" sagte er, indem er seinen Sack zurecht machte.

„Ach, lieber Jakob!" antwortete Ernst, „mich friert und hungert gar zu sehr!"

„I, dafür kann Rath geschafft werden!" sagte Jakob, „machen Sie sich doch ein Feuer an und hier sind einige Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu."

„Mein Gott!" antwortete Ernst, „wie soll ich denn das anfangen? Ich habe ja kein Feuer und weiß auch nicht, wie man Kartoffeln kocht."

Jakob lachte. „Stand denn nichts davon in ihren Büchern?" fragte er. — „Nichts, lieber Jakob!" war die Antwort.

„Nun, so sollen Sie denn sehen, daß ich mehr verstehe als Sie und alle Ihre Bücher und mir doch nichts darauf einbilde!" Mit diesen Worten stand Jakob auf, that einen Schlag mit seinem Feuerzeuge, legte den glimmenden Zunder in eine Hand voll trockenes Gras, schwenkte dasselbe hin und her, daß es in Flammen gerieth und machte mit Hülfe einiger trockener Reiser in weniger als zwei Minuten ein herrliches Feuer an. Da dieses eine Weile gebrannt hatte, legte er die Kartoffeln in die glühende Asche und Ernst fand daran, da sie gebraten waren, ein wohlschmeckendes Abendbrod. Hierauf holte ihm Jakob einen Bund Heu von einer nahgelegenen Wiese zum Kopfkissen, deckte ihn mit seinem Futter-

sacke und unterhielt die ganze Nacht das Feuer an seiner Seite. Da erkannte Ernst recht lebhaft die Größe seiner vorigen Narrheit und faßte den festen Entschluß, sich auf sein Wissen künftig nicht mehr so viel einzubilden, noch weniger Andere, die ohne ihre Schuld unwissend geblieben waren, zu verachten.

Am andern Morgen führte Jakob ihn wieder zu seinem Vater und da dieser Alles erfuhr, wie jener an seinem Sohn gethan und wie er ihn von seiner thörichten Eitelkeit geheilt hatte, bestimmte er ihm zur Belohnung ein jährliches Geschenk von fünfzig Thalern.

41. Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schornsteinfegerjunge musste auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf einem Tische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf: „Ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!“ Nach einer kleinen Weile dachte er: „Wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb! Es würde es aber doch Niemand wissen,“ dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin und eilte zurück in den Schornstein.

Da er nach Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden; aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn Einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge. Er konnte nicht davor schlafen und beschloss also, wieder hinzugehen und sie zu nehmen. Da er in dem Zimmer ankam, fand er Alles so still, dass er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Tische, auf

welchem er die Uhr bei schwachem Mondschein liegen sah. Schon streckte er die Hand danach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte. „Soll ich,“ sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am Leibe zitterten — „soll ich? Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Leben lang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnt' ich wohl jemals Einem wieder frei in's Angesicht sehen? — Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte Kutsche und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken! Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht es ja Keiner! — Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?“ Bei diesem Gedanken überfiel ihn eiskalter Schauder. „Nein!“ sagte er, indem er die Edelsteine wieder hinwarf, „lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dies mit angehört und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie liess am folgenden Tage ihn zu sich kommen. „Hör', Kleiner,“ sagte sie zu ihm, da er zu ihr in's Zimmer trat, „warum nahmest du denn gestern Abend die Uhr und die Edelsteine nicht?“ Der Knabe fiel vor ihr auf die Kniee und konnte vor Angst kein Wort sprechen. „Ich habe Alles gehört,“ fuhr die Prinzessin fort; „danke Gott, mein Sohn, dass er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten. Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.“ Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

---

42. Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder; sie hießen Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen. Eines Tages sagte er zu ihnen: „Hört Kinder, wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem will ich ein rechtes Fest machen.“ Die Kinder horchten auf. „Was denn für ein Fest, lieber Vater?“ fragte Lotte. „Steh' du nur zur rechten Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, so wirst du erfahren, was es für ein Fest ist,“ sagte der Vater.“ — „O, ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen, ohne daß du mich weckst,“ rief Lotte. — „Ich auch, ich auch,“ riefen alle.

Jetzt schlug die Uhr zehn. Nun war es Zeit, zu Bette zu gehen. Die Kinder sagten alle dem Vater gute Nacht und jedes sprach dabei: „Du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette seyn will.“ Nun legten sie sich zu Bette und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: „halb sechs Uhr, halb sechs Uhr!“ Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: „Morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf.“ — Da sah man recht, daß der Mensch Alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an und schlich sich zur Kammer hinaus; denn jedes glaubte, das erste zu seyn. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie alle in der Wohnstube an. „Guten Morgen,“ riefen sie alle freudig eins dem andern zu. „Nun,“ sagten sie, „wollen wir doch sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird!“

Sie giengen zum Vater. „Ei,“ sprach dieser, „wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle früh aufstehen. Nun, ich halte Wort. Aber erst thut, Kinder, was alle guten Kinder thun, sobald sie aus dem Bette kommen.“ Da kämmten sie sich, wuschen sich die Hände und das Ge-

sicht und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater und Hännchen fragte ungeduldig: „Machst du uns nun ein Fest?“ — „Da ist's,“ rief der Vater und warf jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Munde war ein Gitter von Draht und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

„Merkt ihr was?“ sprach Bernhard zu den andern Kindern, „der Vater schneidet gewiß Honig!“

„Richtig,“ sagte der Vater, „gefällt euch dieser Spaß?“

„O ja, o ja,“ riefen alle und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren, Karl ein Büschel Wermuth, von den Mädchen jedes ein langes Messer; der Vater und die Mutter folgten mit einem Siebe und einem Paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an und nun gieng das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er einen Büschel Wermuth, den er auf die Kohlen gelegt hatte und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude! — Nun trug man den Honig in die Stube; die Kinder folgten und die Mutter holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater gieng fort und sagte: „Kinder, nun mache ich euch noch ein Fest. Ich lasse für euch Honig auf Semmeln streichen, aber nasche mir Niemand!“

Kein Kind naschte, außer — Hännchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwestern traten ängstlich um sie und fragten: „Was fehlt dir, Hännchen?“ Vater und Mutter liefen herbei und fragten: „Was fehlt dir?“ Aber Hännchen hielt den Mund auf und schrie, als wenn sie am Spieße steckte. Die Mutter sah in den Mund und siehe da, ein Bienchen saß ihr auf der Zunge, welches im Ho-

nig gewesen war und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hieng. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte. Die übrigen Kinder aßen ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut und Karl sprach: „Das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.“

Lotte sah durch das Fenster und sah Minchen, des Nachbars Tochter, vorbeigehen.

„Das arme Minchen!“ sprach sie, „ihr Vater hat keine Bienen und kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. — Liebe Mutter, willst du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?“ „Recht gern, mein Kind,“ sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! Und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

---

43. Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu seyn mit seiner Heimath. Hat z. B. die Schweiz viele heerdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lawinen. Der 12. Dezember des Jahrs 1809 brachte für die hohen Bergthäler dies Landes eine fürchterliche Nacht und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten im Leben sind wir mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der 12. Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen würde, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Bergen die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen

über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher und jagten die Luft vor sich und so durch einander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten und Ställe, Scheuren und Wohnungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander wohnten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstieß und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fährt sie über das Häuslein hinweg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen," — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einen entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagte, es habe ihm nicht wohlgethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen." Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten.

Anders ergieng es in Sturnen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind." Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Widerhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hin-

weggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sey, barmherziger Himmel! — da war nur Schnee und Schnee und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichen Rufen, wie aus einem tiefen Grabe, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben," rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus." Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, aber ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt und von ihren Augen floßen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergebens war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen." Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochener Stimme ihr zusprach und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß ebenfalls leblos darnieder. Die andere 11jährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu und arbeitete sich mit unsäg-

licher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz, Graubündten, sind in einer Nacht und fast in der nämlichen Stunde durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie in's Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hunderttausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters, oder einer Mutter, oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

---

44. Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich der Niederlande und hatte an diesem Tage eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf wie alle Tage; der Eine betete sein: „Das walt' Gott," der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Müt-

ter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser, mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde. Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Strasse sich befanden, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein, oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der damalige König des Landes setzte sogleich ein nahmhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die man aus dem Schutt hervorgrub, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß könnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in's Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

45. Joseph II. und der Bauer.

Der gute deutsche Kaiser Joseph II. wurde von den meisten seiner Unterthanen wie ein Vater geliebt, und er verdiente es. Er machte nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in fremden Ländern viele Reisen, und gieng gewöhnlich so einfach gekleidet, dass man ihn oft gar nicht für den römischen Kaiser ansah, sondern ihn nicht selten mit den Offizieren verwechselte, die ihn begleiteten.

Er pflegte auf seinen Reisen, wenn er nahe an eine Stadt oder ein Dorf kam, aus der Kutsche zu steigen und ganz allein vorauszugehen, um als Unbekannter desto besser den Zustand seiner Unterthanen ausforschen zu können.

In einem Dorfe, durch welches der Kaiser einmal reisen musste, wurden viele Anstalten zu seinem Empfange gemacht.

Ein ehrlicher Bauer dieses Ortes liebte den Kaiser unbeschreiblich, und sann hin und her, wie er ihm wohl einen Gefallen erweisen könnte. Was that er? — An dem Tage, an welchem Joseph erwartet wurde, nahm er ein sehr schönes Pferd, auf welchem noch Niemand geritten war, aus seinem Stalle, und gieng damit eine gute Strecke vor das Dorf. Er stellte sich nahe an die Strasse, auf welcher der Kaiser kommen musste, mit dem Vorsatze, ihm, wenn er angefahren käme, das junge Pferd als Geschenk anzubieten. Joseph stieg auch hier, nach seiner Gewohnheit, aus der Kutsche, und gieng zu Fuss ganz allein dem Dorfe zu. Er kam zu dem Bauer mit dem Pferde, und grüsste ihn freundlich. He! lieber Mann, redete ihn Joseph an, auf wenn wartet Er?

Bauer. Auf einen guten Herrn.

Kaiser. Was will er denn mit dem Pferde da machen? Weiss Er was, ich bin müde, und Er könnte mir wohl den Gefallen erweisen, und mich aufsitzen und in's Dorf reiten lassen.

Bauer. Herr, daraus wird nichts. Das soll unser guter Kaiser bekommen; der soll zuerst darauf sitzen!

Kaiser. Wenn ich Ihm aber ein gutes Trinkgeld gebe? Bis der Kaiser kommt, kann Er mit dem Pferde wieder hier sein.

Bauer. Daraus wird nichts.

Kaiser. Er bekommt ein paar Goldstücke, wenn Er meine Bitte erfüllt.

Bauer. Herr! und wenn Er mir die ganze Welt anbietet, das Pferd bekommt er nicht. Der Kaiser muss zuerst darauf reiten.

Kaiser. Nun, so geb' Er nur das Pferd her. Ich selbst bin der Kaiser.

Bauer. Er der Kaiser! — So was mach' Er unser einem nicht weiss!

Joseph mochte sagen, was er wollte, der Bauer glaubte ihm kein Wort, bis die Kutschen angekommen waren, und der Bauer nun von dem Gefolge des Kaisers eines Bessern belehrt wurde. Bestürzt nahm er sein Mützchen vom Kopfe und bat Joseph um Vergebung.

Dieser nahm freundlich das junge Pferd an, beruhigte den wackern Bauer wegen des Vorgefallenen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

---

46. Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglücke, und Unglück im Glücke noch selten beisamen gewesen, wie in dem Schicksale zweier Matrosen in dem letzten Seekriege zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zugieng, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, brach da und dort auf einem Schiffe die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich sein, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tode in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder in's Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie

nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten, oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Indessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paff! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte in's Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wieder erhaltene Freiheit und für das zum zweiten Male gerettete Leben, mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen bei dem Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen und mußten ihnen, so bald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach Allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

47. Der arme Wandersmann.

Ein armer Wandersmann gieng nach einer großen Stadt, um dort Verschiedenes einzukaufen, und einiges Geld zu holen, welches man ihm daselbst schuldig war. Auf seiner Reise kam er auch durch einen großen, finstern Wald. Kein einziger Vogel ließ sich hören; es war Alles still, und der Wanderer gieng ruhig vor sich hin. Auf einmal sprang aus dem dicken Walde ein großer, starker Mann hervor. Sein Haar war pechschwarz, sein Anzug schmutzig, sein Auge finster. An seiner linken Seite hieng ein Säbel, und in der rechten Hand hielt er ein Pistol.

Der Wandersmann erschrak nicht wenig, als er diesen furchtbaren Mann erblickte. Das ist ein Räuber, dachte er bei sich selbst, und er hatte sich nicht geirrt.

„Heda!“ rief mit schrecklicher Stimme der Räuber: „steh' still!“ Der Wandersmann stand still. — „Das Geld her!“ rief der Räuber, und setzte dem armen Wandersmanne das Pistol auf die Brust. „Geld?“ sagte der Wandersmann, „ach! ich habe nur diese wenigen Groschen, hier sind sie, nehmet sie hin!“ „Damit ist mir nicht gedient,“ schrie der Räuber, „du hast noch mehr Geld bei dir; nur her damit, sonst drücke ich los!“ —

„So wahr ich ehrlich bin,“ versetzte der zitternde Wandersmann, „ich habe weiter nichts bei mir. Aber ich gehe eben in die nächste Stadt, um eine Summe Geldes zu holen; laßt mich ruhig weiter reisen, ich verspreche Euch, in ein paar Tagen wieder zurückzukehren und Euch dann jene Summe Geldes zu bringen. Schonet nur, ich bitte Euch, meines Lebens.“

Der Räuber dachte ein paar Augenblicke nach, sah dann dem Wandersmanne scharf in das Gesicht, und sagte: „Wirst du aber auch Wort halten, und mir das Geld, das du holst, wirklich bringen?“

„Ich will es dir bringen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Nun,“ so ziehe fort, rief der Räuber, „du wirst mich hier wieder finden, wenn du zurückkehrst.“

Der arme Mann setzte nun seine Reise fort.

„Geh' nur, armer Schelm,“ murmelte der Räuber, „das weiß ich wohl, daß du nie wieder kommst.“

Aber der Räuber irrte sich. In einigen Minuten kam der Wandersmann zurückgelaufen, und rief: „He! Landsmann, nicht fortgegangen! ich bringe etwas.“ — „Und was bringst du?“ fragte der Mann mit der Pistole und dem Säbel.

„Ei, seht nur her! Hier habe ich einen Beutel mit vielen Goldstücken gefunden, wahrscheinlich habt Ihr ihn verloren; da nehmt ihn hin!“

Der Räuber wurde durch diese Ehrlichkeit so gerührt, daß er den Mann bei der Hand faßte und zu ihm sagte: „Du bist ein braver Kerl; behalte den Beutel mit den Goldstücken; auch will ich das Geld nicht haben, das du mir versprochen hast.“

Der Wandersmann gieng nun immer der Stadt zu; der Räuber aber trat in den finstern Wald und ward auf einmal unsichtbar.

---

48. Der Knabe Alexander.

Philipp, dem König von Macedonien, wurde einmal ein außerordentlich schönes Pferd zum Kaufe angeboten; es hatte den Namen Bucephalus und sollte eine große Summe Geldes kosten. Der König gieng mit seinem Gefolge in's Freie, um das Pferd probiren zu lassen. Allein hier zeigte es sich sehr eigensinnig und schwer zu behandeln, ließ keinen Reiter aufsitzen und duldete nicht einmal einen Zuruf, sondern bäumte sich gegen alle, die sich ihm nahten, so daß der König Philipp unwillig wurde und es wegzuführen befahl, weil es ganz wild und unbändig sey. Da sagte sein Sohn, der junge Alexander, der auch zugegen war: „Was für ein herrliches Roß lassen sich doch die Leute entgehen, weil sie zu unverständig und zu feige sind, um es richtig zu behandeln."

Im Anfang schwieg Philipp dazu; wie aber der Knabe nicht aufhörte, so zu reden und ganz ausser sich war, konnte sich der Vater nicht enthalten und sagte: „Du nimmst dir heraus, erwachsene Leute zu tadeln, als ob du mehr davon verständest oder ein Pferd besser zu behandeln wüßtest?" — „Dieß Pferd wenigstens," antwortete Alexander, „getraue ich mir besser als ein anderer zu behandeln." — „Und wo nicht, was soll die Strafe deines Vorwitzes seyn?" — „Meiner Treu, dann will ich selbst den Preis des Pferdes erlegen."

Es entstand ein Gelächter. Aber das störte den Alexander nicht; er ließ zuerst die Summe festsetzen; dann lief er auf das Pferd zu, faßte es bei'm Zügel und wandte es gegen die Sonne. Er hatte nämlich, wie es scheint, bemerkt, daß ihm bis jetzt die Sonne im Rücken gestanden und es daher vor seinem eigenen Schatten, der vor ihm hin- und hertanzte, gescheut hatte. Nachdem er hierauf ein wenig neben ihm hergetrabt war und es gestreichelt hatte und nun sah, daß es muthig wurde und zu schnauben anfieng, warf er gemächlich sein Oberkleid ab, schwang sich auf und nahm einen festen Sitz. Dann zog er mit den Zügeln, ohne zu

schlagen oder zu zerren, den Zaum nur ein wenig an, und wie er sah, daß das Pferd seine Störigkeit verloren hatte und zu laufen begehrte, ließ er ihm die Zügel schießen und jagte davon, indem er es jetzt an munterem Zuruf und an Schlagen mit den Füßen nicht fehlen ließ. Philipp und die Seinigen waren in banger Erwartung; es herrschte tiefe Stille. Als der Knabe aber wandte und richtig zurückkehrte, in kräftiger Haltung und vor Freude strahlend, da brach ein allgemeiner Jubelruf aus. Der Vater weinte vor Freude und küßte den Sohn, nachdem er abgestiegen war, auf die Stirne. „Mein Sohn," rief er aus, „suche dir ein Reich so groß wie du; Macedonien faßt dich nicht."

49. Ein Familiengespräch bei'm Kaffee.

An einem schönen Maitage saßen die Kinder des Herrn B. mit ihren Eltern in dem Garten, und tranken hier in der blühenden Jasminlaube den Kaffee. Es war immer ein Fest für die Kinder, wenn die Mutter sagte, heute wollen wir uns in den Garten um den Kaffeetisch setzen. Alle behaupteten, es schmecke hier noch einmal so gut, und selten vergieng daher im Sommer ein Sonntag, an welchem nicht die Eltern ihren Kindern ein solches Fest bereitet hätten. Schon mancher Scherz war heute getrieben. Der Vater stopfte allgemach die zweite Pfeife, als Minna, die Aelteste fragte: „Väterchen, soll ich Dir noch eine Tasse Kaffee einschenken?"

„Nun," sagte der Vater, „es ist mir auch so, als schmecke der Kaffee hier noch einmal so gut, als in der Stube; schenke noch eine halbe Tasse ein, doch mehr nicht."

Minna goß behutsam ein, und als sie dem Vater die Tasse darreichte, sah sie ihn schalkhaft an.

„Ei," meinte dieser, wie genau das abgemessen ist; „ich glaube es ist kein Tropfen mehr und kein Tropfen weniger als die Hälfte."

Indem kam der kleine Franz an den Tisch gesprungen, stellte sich auf die Zehen, machte einen langen Hals und sah sich nach Kuchen um. Dieser war aber bereits verzehrt. Ganz leer ausgehen mochte er nun gerade nicht, und wünschte sich daher auch noch eine halbe Tasse Kaffee.

„Warte," sagte sein Bruder Karl, der immer gern abgab, „ich will meine Tasse brüderlich mit dir theilen."

Behutsam neigte er dieselbe über die seines Bruders, denn er gedachte, wie seine Schwester Minna, auch die Hälfte genau herauszubringen. Aber, o weh, der Kaffee lief an dem Tassenkopfe herab auf's Tischtuch, und als Karl dieß bemerkte, goß er stärker, aber da schüttete er wieder einen Theil des Kaffees über den Tassenkopf hinweg, so daß sein Bruder gar wenig bekam und er selbst kaum noch den vierten Theil behalten hatte.

„Das heißt brüderlich theilen und nichts bekommen," sagte seine Schwester lachend.

Die Mutter aber war gar nicht damit zufrieden, daß das Tischtuch beschüttet war. Karl machte ein trübseliges Gesicht und meinte, was Kinder immer meinen, er habe nichts dafür gekonnt.

„Dießmal hast du nicht ganz Unrecht," sagte der Vater. Deiner Schwester Minna, welche so triumphirend aussieht, wäre es wahrscheinlich ebenso ergangen, wie dir, wäre die Kaffeekanne nicht darnach eingerichtet."

Die Kinder sahen einander an, und wußten nicht gleich, was der Vater meinte. Minna fand's. „Ach so," sagte sie, „der Vater meint die Dille an der Kaffeekanne."

„Ja wohl," erwiederte der Vater; „die erspart der Mutter manchen Kaffeefleck, und du würdest ohne dieselbe deine Sache schwerlich so geschickt gemacht haben. Ihr werdet die Dille bei allen Gefäßen finden, die gebraucht werden, um kleine bestimmte Portionen auszugießen, und wo es zugleich darauf ankommt, nichts zu verschütten."

Die Kinder wußten augenblicklich noch mehrere solche Gefäße anzuführen. „Ich dächte aber," meinte eines der Kinder, aus der Tasse gösse man doch auch kleine Portionen aus, nämlich in den Mund, und dennoch hat sie keine Dille."

„Nun," erwiderte der Vater lächelnd, „da machen deine eigenen Lippen, die sich eng an den Rand der Tasse anlegen, die Gußrinne. Du wirst bei keinem Gefäße, aus welchem man trinkt, eine Dille finden. Aber es ist wohl zu beachten, daß alle Trinkgeschirre rund und nicht viereckig gemacht sind.

„Ei," meinten Alle, „wären die Tassen oder Gläser viereckig,

da würde es uns schlecht ergehen, setzten wir den Mund nicht gerade an eine der Ecken. Da liefe ja aus zwei Ecken ein Theil unseres Getränks heraus, und Jedermann könnte uns obendrein ansehen, was wir getrunken hätten."

„Und ich," sagte Minna, „bekäme auch noch bei'm Aufwaschen meine Noth, die Ecken immer gehörig zu reinigen."

„Auch würden die Porzellan-, Glas- und Töpferarbeiter nicht sonderlich Lust haben, die Trinkgeschirre eckig zu machen," setzte der Vater hinzu, „denn sie lassen sich rund viel leichter formen. Um aber wieder auf unsere Kaffeekanne zu kommen, so hat sie der Dille gegenüber auch noch einen Henkel."

„Ja, das ist auch recht vernünftig," meinte Minna. „Ich möchte sonst die Wirthin beim Kaffeetrinken nicht machen. Man könnte sich gar leicht die Finger verbrennen beim Einschenken."

„Dem wäre schon abzuhelfen," sagte Karl. „Du müßtest ein Tuch zu Hülfe nehmen."

„Ei, was für gute Rathschläge du immer zu geben weißt," erwiderte Minna. „Wie umständlich wäre das, und wie schlecht sähe es aus, wenn ich die mit einem Tuche umwundene dicke Kanne umfaßte und so mit beiden Händen dem Herrn Bruder eine Tasse Kaffee einschenkte! Nein, es ist recht vernünftig, daß ein Henkel angebracht ist."

„Ja," sagte der Vater, „auch daß er an der rechten Stelle angebracht ist, der Dille gegenüber."

„Da hat aber doch die Mutter eine Kaffekanne," bemerkte Karl, „bei der sitzt der Henkel nicht der Dille gegenüber, sondern an der Seite."

„Du meinst die zinnerne, welche wir vom Großvater geerbt haben," erwiderte die Mutter. „Du irrest, lieber Karl, das ist kein Henkel, sondern ein Stiel."

Die Kinder redeten jetzt hin und her; das eine meinte, ein Henkel könne auch an der Seite sitzen, das andere, er müsse der Dille gerade gegenüber sitzen. — Der kleine Franz konnte dem gelehrten Streite nicht folgen. „Väterchen," rief er, „ich weiß auch noch etwas!"

„Nun, was denn, du kleiner Mann?"

„Eine Kaffeekanne muß auch einen Deckel haben."

„Ei, warum denn?“ fragte der Vater.

„Ja,“ sagte Franz, „sonst fallen die Fliegen in den Kaffee.“

Alle lachten. Der Vater aber meinte: „Du hast gar nicht Unrecht.“ Noch ehe er weiter sprechen konnte, wußte das eine der Kinder dieses, das andere jenes für die Nothwendigkeit eines Deckels anzuführen. Ja, auch das wurde nicht vergessen, daß es recht gut sei, wenn man den Deckel hübsch an den Henkel anbinde.

Minna schenkte jetzt die letzte Tasse aus der Kanne, und da sie sich zuletzt bediente, so bekam sie auch dießmal wie gewöhnlich den Bodensatz, was schon oft Anlaß zu Scherz gegeben hatte. Der kleine Franz sagte, indem er auf Minna's Schooß kletterte: „Minna, du bist die Gottlose!“

„Nun, nun,“ sagte der Vater, „der Bodensatz würde schon bei der ersten Tasse mit präsentirt werden, wenn man die Kannen flach und niedrig wie einen Teller formte.“

„Also deshalb werden die Kannen hoch gemacht,“ sagte Karl. „Daran habe ich noch nicht gedacht.“

„Auch noch aus einem andern Grunde,“ entgegnete der Vater; „denke nur, wie kalt würde der Kaffee werden, breitete er sich in einer tellerförmigen Kanne aus!“

„Und wie viel Platz nähme eine solche Kanne weg!“ setzte Minna hinzu.

„Doch würde eine hohe und dünne, etwa wie eine Flasche geformte Kanne auch wieder manches Bedenkliche haben,“ fuhr der Vater fort.

„Ja, ja,“ sagte die Mutter, „zumal wenn ein so unruhiger Gast mit am Kaffeetische sitzt, wie unser Franz, der schon zum dritten Mal an den Tisch stößt. Wie leicht könnte eine solche Kanne umfallen!“

Das Gespräch kam jetzt auf die Theekanne, und die Kinder fanden bald den Unterschied dieser von einer Kaffeekanne. Minna, welche vor Kurzem mit den Eltern bei einem glänzenden Festessen gewesen war, gedachte der Mannigfaltigkeit des Geschirrs in unsern Tagen, wo man die Erzeugnisse aus so vielen Ländern auf die Tafel bringt, und fast für jedes Gericht auch ein besonderes Geschirr hat, so daß sich allein ein ganzes Heer von Tellern und Schüsseln aufzählen ließe.

„Wie gering," meinte sie, „mag dagegen das Geschirr unserer Väter, der alten Deutschen, gewesen sein!"

Karl, der noch mit den Kannen beschäftigt war, sagte darauf: „Ich möchte wohl wissen, wer die erste Kanne gemacht hat, und wie sie aussah."

„Das wird dir Niemand beantworten können, lieber Karl," erwiderte der Vater. „Gewiß sind die Menschen in manchen Gegenden der Erde sehr früh darauf gekommen, aus Thon Geschirre zu formen. Verstand man doch in Babel schon zu Nimrod's Zeit, Thürme aus gebranntem Thon zu bauen. Babel lag aber in einem Lande, das noch heute ganz arm an Steinen und Holz ist, dagegen aber unerschöpflichen Reichthum an Thon und Erdharz von bester Güte besitzt, so daß dieses Land den Menschen gleichsam einlud, doch die Töpferei zu betreiben, und statt der Granitbauten, wie in Aegypten, Bauwerke aus Thon aufzuführen. Ein solcher Bau war der Baalsthurm des Nimrod, von dem sich noch Ueberreste erhalten haben. Er war nach Art der ägyptischen Pyramiden gebauet, hatte 600 Fuß Höhe, acht Absätze, eine Treppe von außen, und auf den Absätzen Ruhebänke. Einen solchen Riesenbau hat man schon in so früher Zeit aus Backsteinen von gebranntem Thon aufzuführen verstanden. Wie lange vorher mögen in den Töpferwerkstätten dieses Landes Gefäße geformt worden sein; jedoch glaube ich, daß die Kanne nicht das erste Geschirr gewesen ist, das man formte. Ein einfacher Topf, ohne Henkel, Dille und Deckel, mag wohl der Großvater aller topfartigen Gefäße gewesen sein, und so lange er noch das einzige Geschirr der dürftigen Haushaltung war, hatte er gar vielerlei Dienste zu leisten, wanderte wohl gar als Becher von Hand zu Hand, wenn die Familie bei'm Milchtrinken saß. Jeder trank einige Schluck aus dem Topfe, den er mit beiden Händen festhielt, und er machte so lange die Runde, bis nichts mehr darin war."

„Da mußte ja einer auf den andern warten," meinte Franz.

„Das wäre dir wohl gar nicht recht gewesen," sagte die Mutter. „Dir wird das Warten bei Tische immer recht sauer, und du hättest gewiß den Vater gebeten, er möchte doch noch mehr solche Töpfe machen, für jeden einen, nicht wahr? Das wird der Vater auch bald gethan haben. Vielleicht waren schon bei'm nächsten Milchtrinken große und kleine Töpfe da, und wenn der Vater auch einen

solchen Milchliebhaber unter seinen Kindern hatte, wie mein kleiner Franz ist, der der Mutter immer etwas in's Ohr flüstert, wenn er seine Portion getrunken hat, so wird wohl die Mutter aus ihrem Topfe in das Töpfchen ihres Söhnchens noch einmal nachgeschüttet haben, und wer weiß, ob das nicht gar die Veranlassung gab, die Dille zu erfinden, um das Ausgießen ohne Verschütten zu Stande zu bringen. Wer weiß, ob nicht unser kleiner Milchfreund sogar den ersten Deckel gehabt hat, indem er sich einen flachen Stein auf sein Töpfchen legte, weil er nicht leiden mochte, daß die Fliegen ihm seine Milch benaschten."

Franz war diese Bemerkung gar nicht unlieb, und da er immer Alles genau wissen wollte, fragte er jetzt: „Woraus haben denn aber die Menschen getrunken, als sie noch gar kein Trinkgefäß hatten?"

Der Vater erwiderte: „Wahrscheinlich haben sie es so gemacht, wie du gestern auf unserm Spaziergange. Als wir an die schöne Quelle im Walde kamen, sah das Wasser so einladend zum Trinken aus, daß du nicht widerstehen konntest. Du hattest aber kein Trinkgeschirr bei dir, bist auch nicht nach Haus gelaufen und hast eines geholt, sondern wußtest alsbald deine Hand zum Trinkgeschirr zu machen. Nicht wahr, es gieng, wenn gleich einige Tropfen an die Erde fielen? So lange der Mensch noch zur Quelle lief, wenn er seinen Durst stillen wollte, so lange brauchte er auch weiter kein Geschirr, als die beiden Näpfe seiner Hände."

„Ja, aber die ganz kleinen Kinder konnten doch nicht zur Quelle laufen, wenn sie durstig waren," sagte Minna. „Und in der hohlen Hand konnte ihnen die Mutter das Wasser auch nicht bringen."

„Ganz recht," erwiderte der Vater. „Auch ich meine, daß die hohle Hand nicht lange als einziges Geschirr genügt haben wird."

„Aber wo solches hernehmen, wenn man noch keins zu formen verstand?" fragte Karl.

„Nun, man brauchte nur die Augen aufzuthun und zuzulangen," sagte der Vater. „Die große Fabrik, die Natur, hatte schon längst Näpfe angefertigt, längst vorher, ehe der Mensch einen Napf oder Topf zu machen verstand. In der Noth thut aber der

Mensch die Augen recht weit auf, und da sah er bald eine Muschel, die, durch die warmen Sonnenstrahlen geöffnet, ihre beiden Schalen weit auseinanderklappte, und als sollte sie dem erstaunten Menschen zugleich auch etwas präsentiren, vom letzten Regen noch mit Wasser angefüllt war; bald fand er ein vom Winde abgeknicktes Rohr, das in seiner Höhlung ebenfalls Wasser barg. Solch ein glücklicher Fund wurde mitgenommen und statt des Wassers auch Milch hineingeschüttet. Noch jetzt bewahren viele Völker auf den australischen Inseln ihren Milchvorrath in Bambusröhren auf. Bald fand man wieder eine große Nuß, die mit einem Steine aufgeklopft wurde und siehe, die Nuß präsentirte in zwei großen Näpfen sogar etwas zum Essen und bot ihre beiden Schalen, nachdem ihr Inhalt herausgegessen war, noch obendrein als Trinkgeschirr an. Trinken doch noch heute Tausende von Menschen aus den Schalen der Kokosnuß, nachdem sie den Kern derselben herausgegessen haben. Selbst Hörner von Thieren wurden nicht verschmäht, und die Tscherkessen im Kaukasus trinken jetzt noch ihren Wein, wie weiland unsere deutschen Ritter, aus Hörnern von Büffelochsen. So fand der Mensch bald dieses, bald jenes, was er als Trinkgeschirr verwenden konnte. Sein Hausrath mehrte sich, ohne daß es ihm etwas kostete."

„Nun konnte er doch auch einem Gaste, der ihn besuchte, hübsch zu trinken anbieten," sagte Minna. „Mit der hohlen Hand machte sich das nicht. Der erste Präsentirteller, auf welchem er seine Nußschale brachte, wird aber wohl wieder die Hand gewesen seyn, und gewiß hieß es damals nicht wie jetzt: Entschuldigen Sie, daß ich's gleich auf flacher Hand bringe."

„Mit der Zeit," fuhr der Vater fort, „wurden aber die Geschirre, welche die Natur lieferte, wieder verdrängt, indem man diese künstlichen Geschirre aus Thon nachformte. Doch konnte nicht eher ein brauchbares Geschirr zu Stande kommen, als bis man die wohlthätige Macht des Feuers in seine Dienste zu nehmen verstand. Denn einem nur an der Sonne getrockneten, thönernen Napfe fehlt es an Festigkeit. Auch saugt er das Wasser in sich ein und läßt es durch seine Poren hindurch. Erst durch das Brennen und Glasiren wird er fest und dicht. Auf das Brennen kann mancherlei geführt haben. Einem aufmerksamen Beobachter ent-

gieng es nicht, daß sein thönernes Gefäß, das er vor seinem Zelte in der Sonne hatte stehen lassen, durch die Wärme derselben fester geworden war, und dieß konnte ihn veranlassen, das Gefäß der stärkeren Erwärmung des Feuers auszusetzen. Ein Anderer hatte vielleicht zufällig neben seinem Topfe ein Feuer angemacht und bemerkte hernach voll Freude, wie fest doch sein Topf geworden war. Aber dem gebrannten Topfe fehlte ohne die Glasur noch die gehörige Dichtigkeit. Das Wasser sickerte durch die Poren desselben wieder hindurch. Traurig zeigte die Hausfrau dem Manne die unangenehme Entdeckung, griff wohl nochmals zu dem alten Geschirr, bis endlich ein glasirter Topf dem Entwischen seines flüssigen Inhalts ein Ende machte. Auch hierauf konnte der Zufall führen. Hatte sich z. B. Fett an die innere Seite des Topfes angesetzt, so gab dieß schon eine nothdürftige Glasur ab. Schwerlich wird die erste Glasur der unsrigen gleich gewesen seyn. Vielleicht kam erst mit der Erfindung des Glases eine brauchbare Glasur zu Stande."

„Wie froh mögen jene Menschen gewesen seyn," sagte Minna, „als sie endlich den ersten, ordentlichen Topf hatten. Wir sehen einen Topf jetzt mit solcher Geringschätzung an."

„Ja," sagte der Vater, „sie hatten auch Grund genug, sich darüber zu freuen, denn nun erst konnten sie sich die Nahrungsmittel kochen. Bisher hatten sie Feld- und Waldfrüchte, Austern und Schnecken, so wie sie dieselben fanden, auch auf den Tisch gebracht, oder wohl gar auf die Erde geschüttet und gegessen. Man genoß nicht Speise, sondern verzehrte Futter wie das Vieh, und unterschied sich in dieser Hinsicht nur dadurch von demselben, daß man mit den Fingern zulangte. In der ersten Suppe, in dem ersten Gemüse, das aufgetragen wurde, feierten jene Menschen einen Triumph ihres Geistes, indem sie auch im Essen der Thierheit sich entwanden. Hiemit kam auch die Lust, den rohen Boden zu bearbeiten und ihn in Acker- und Gartenland zu verwandeln."

„Jetzt begreife ich," sagte Minna, „welch' eine Wohlthat das Feuer ist und wie Menschen das Feuer anbeten konnten, die nichts vom lieben Gott wußten und nicht wie der Psalmist zu sprechen vermochten: „Du machest deine Diener zu Feuerflammen und deine Engel zu Winden." — Wie mögen sie auch gestaunt haben, als

sie einen Baum unter dem furchtbaren Rollen des Donners sich entzünden und brennen sahen und so vielleicht das erste Feuer erblickten!"

„Da werden sie wohl nicht gleich hinzugetreten seyn, um einen brennenden Zweig in ihre Hütte zu tragen," meinte Karl.

„Schwerlich," sagte der Vater. „Wiederholentlich hatten sie dieses Wesen kommen und wieder verschwinden sehen, ehe sie dieses wagten. Als wollte es zeigen, daß es noch da sey, auch wenn es wieder verschwinde, kam es immer von Neuem wieder, bis man es endlich der Pflege der Priester und Priesterinnen übergab, die es mit ängstlicher Sorgfalt Tag und Nacht bedienten, ihm die dargebrachten Opfer reichten, um es den Menschen geneigt und befreundet zu erhalten. Solche Priesterinnen hatte das alte Rom. Es waren die vestalischen Jungfrauen, unter deren Obhut ein Feuer Jahr aus, Jahr ein in einem Tempel brannte."

„Giebt es jetzt noch Feueranbeter?" fragte Karl.

„In Asien, wo sich so Vieles aus dem grauen Alterthume Jahrtausende hindurch unverändert erhalten hat, giebt es deren noch," sagte der Vater. Es sind dieß die Parsen, die Nachkommen der alten Perser, die vorzugsweise dem Feuerdienste ergeben waren und in der Nähe der Juden wohnten, die unter allen alten Völkern die reinste Gotteserkenntniß hatten. Doch genug hiervon. Hatte der Mensch erst einmal die wohlthätige Macht des Feuers erkannt und angewandt, so gieng es gewiß recht rasch mit den Erfindungen, so daß eine der andern folgte. Es machte ihm gewiß viel Spaß und Lust, allerhand zu versuchen, und manches wurde bei diesem Spiel fertig, woran er selbst nicht gedacht hatte. Dabei wurden die von der Natur gelieferten Geschirre immer mehr und mehr bei Seite gelegt. Der Mensch wurde aber bei jedem neuen Stück, welches das alte verdrängte, selbständiger und unabhängiger von der Natur. Besonders da, als er, wie den Thon, so auch die aufgefundenen Metalle durch die Gewalt des Feuers verarbeiten und sich Werkzeuge daraus machen lernte.

Die ersten Werkzeuge hat ihm die Natur wohl auch geliefert?" fragte Karl.

„Noch jetzt," sagte der Vater, „giebt es Völker, welche unsere eisernen und stählernen Werkzeuge nicht kennen. Dünne Muschel-

schalen und scharfe Steine sind ihre Messer, spitze Zähne, Gräten und Dornen ihre Nadeln, ein Stein an einem Stocke befestigt ihr Hammer, ein spitzer Pfahl zum Aufwühlen der Erde ihr Pflug. Diese und noch mehrere andere Dinge sind die Werkzeuge, welche der Mensch aus der Natur bezieht, so lange er nicht versteht, sich selbst Werkzeuge zu formen. In den Gebirgsgegenden, welche Ueberfluß an Metallen hatten, loderte wohl auch zuerst das Feuer in den Schmiedewerkstätten in die Höhe und verdrängte hier früh die von der Natur gelieferten Werkzeuge wieder. Der denkende Mensch stieg in die Tiefe der Erde, holte das Erzgestein an's Tageslicht und verwandelte es den Gedanken seines Geistes gemäß. Unverdrossen ist er immer tiefer und tiefer gestiegen. Mit seinen Dampfmaschinen arbeitet er jetzt in einer Tiefe von mehr denn 3000 Fuß, und obschon mit jedem Fuß tiefer die Hindernisse sich häufen, so weiß er doch auch unter der Erde als denkendes Wesen sich zu bethätigen, wie er über der Erde mit dem Meißel und dem Hammer dem rohen Sandstein und Marmorblock den Stempel seines Geistes aufzudrücken versteht, indem er Säulengänge, Bildsäulen und Tempel aus dem rohen Gestein formt. Aber wir sind von unserm Gegenstande ganz abgekommen."

„Ich hörte gern noch etwas von der Erfindung des Porzellans," sagte Minna. „Neulich habe ich gelesen, daß ein Mann, Namens Böttiger, dasselbe erfunden hat, indem er Gold zu machen gedachte, und daß man vor seiner Erfindung alles Porzellan aus China kommen ließ. In Sachsen soll dafür jährlich viel Geld nach China gegangen seyn, so daß man damals diesen Handelsartikel: „Sachsens porzellanene Schröpfköpfe" genannt.

„Das ist richtig," erwiderte der Vater. „Der prachtliebende August der Starke, Kurfürst von Sachsen, ließ durch holländische Kaufleute ganze Schiffsladungen Porzellan aus China nach Dresden kommen und legte eine förmliche Sammlung von porzellanenen Gefäßen an, die in achtzehn großen Zimmern eines Palastes aufgestellt wurden. Es sind mehrere Millionen Thaler dafür nach China gewandert. In Europa schätzte man solche Gefäße höher denn Gold und Silber, und die Chinesen wußten dieß trefflich zu benutzen. Sie ließen sich ihre Sachen sehr theuer bezahlen, bis endlich Böttiger den Europäern zeigte, daß sie das Porzellan viel näher und

billiger haben könnten, ja daß sie bisher mit den Füßen darüber hinweg gegangen seyen. Ich werde euch die merkwürdige Geschichte dieses Mannes, den man in Dresden bei gutem Essen und Trinken eingesperrt hielt, weil man ihm die Kunst Gold zu machen zuschrieb, ein andermal erzählen."

„Ist das wahr, lieber Vater, daß die Chinesen einen Thurm von Porzellan gebaut haben?" fragte Karl.

„Die Reisenden versichern es," sagte der Vater. Er soll achteckig seyn, aus neun Stockwerken bestehen und inwendig viele Nischen und Bilder in chinesischem Geschmack haben. Ihr sehet, wie auch die Bauwerke von der Natur des Landes mit abhängen. Die Chinesen haben kostbare Porzellanerde und haben daher einen prachtvollen Bau aus dieser Erde aufgeführt; die Aegypter führten ihre Pyramiden und Königspaläste aus Granit auf, denn das obere Nilthal ist reich an diesem Gestein; die Babylonier bauten aus Thon, den sie mit Erdharz verbanden; die Römer nahmen ihren Marmor, und der Polarmensch haut seine Eisschollen zu und begießt diese mit Wasser, das statt des Kalkes die Eisquadern verbindet, wenn es gefriert. — Aber wo ist denn unser Franz geblieben?"

„Der ist schon längst einem Schmetterlinge nachgelaufen," sagte die Mutter.

„Ich hätte es mir denken können," sagte der Vater. „Ist er doch selbst ein kleiner Schmetterling. Minna und Karl haben recht genau Achtung gegeben."

Der Vater fuhr fort: „Wie die Kaffeekanne, so giebt jedes andere Kunstprodukt Anlaß zu mancherlei Betrachtungen, namentlich wenn man der Geschichte desselben nachgeht, wie wir es jetzt bei der Kaffeekanne gethan haben."

---

50. Der Knabe im Feldlager.

Ein preussischer Soldat schrieb im Frühling des Jahrs 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äusserte in diesem Briefe unter andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der

zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stand des Morgens früh auf, gieng in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschirte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend Jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preussischen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu essen und zu trinken und lies ihn passiren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und der Schaar, worunter sein Vater stund und ward zu dem Hauptmann des letztern gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preussischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, liess den Vater sogleich, ohne dass derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalte des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt,“ sagte der Hauptmann und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausgangs, mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme und Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch diesen Auftritt äusserst gerührte Hauptmann liess den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen etwas, dass sie sich gütlich thun und pflegen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner, über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren, auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise,“ sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufwesi

meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen.“

So trat er denn seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und in's Hauptlager zum General Cüstine geführt, der ihn durch einen Dollmetscher scharf ausforschen liess. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preussischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das grosse und gute Herz des preussischen Soldatenkindes schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durch's französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sey. „Denn,“ sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als dass man nicht dafür sorgen sollte, dass du nicht wieder irre gehen mögest.“

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimath wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübniss, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das, was die Leser schon wissen und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

51. Das Lämmergeier-Anni.

Anna Zürbuchen, von Habchen, im Bernischen Oberlande geboren 1760, wurde als fast dreijähriges Kind von ihren Aeltern, welche zur Arbeit in das Feld giengen, mitgenommen. Da setzte der Vater das Kind nahe bei einer Scheune nieder, und da es bald darauf einschlummerte, bedeckte er ihm das Gesicht mit einem Strohhut und gieng seiner Arbeit nach. Als er kurz nachher mit einem Heubunde beladen zurückkehrte, war das Kind fort und die Eltern und alle andern Thalbewohner suchten es überall vergebens.

Unterdeß gieng Heinrich Michel, von Unterseen, auf einem wilden Pfade dem Wäppesbach nach, wo er zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hörte. Mit schnellen Schritten eilte er dem Schalle nach; da erhob sich, durch ihn aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe ein Geieradler und schwebte über den tiefen Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrunds, in dessen Tiefe der Bach wild dahin braust und in den jede Bewegung das Kind hätte hinabstürzen können, fand nun Michel das Kind, welches keine andere Verwundung hatte, als am linken Arm und an der Hand, woran es wahrscheinlich gepackt worden war. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dieß geschah den 12. Juli 1763. Die Anhöhe, wo das Kind gefunden wurde, ist von der Scheune, wo es schlummerte, etwa 1400 Schritte entfernt. Das Kind hieß nun fortan das Lämmergeier-Anni und heirathete später den Schneider Peter Feutiger in Gewaldwil, wo sie im Jahr 1814 noch lebte.

---

52. Die treue Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, sass auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streuete Samenkörner darin und gieng wieder fort; aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dicke Laub. Und ein Schwarm wilder Tauben kam und sahe das schöne Gerstenfutter, und sie setzten sich alle und frassen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht, also hin- und her zu flattern; lasst uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen, vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen.“ Und sie flogen alle zugleich in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte Alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte und flog in der Ferne nach.

Und die Tauben hatten sich wieder gesetzt in ein Fruchtfeld, in der Nähe eines Baumes und berathschlagten, wie sie aus dem Netz herauskommen möchten. — Da sprach eine von dem Schwarm: „Ich habe schon längst Freundschaft mit einer

Maus geschlossen, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, dass sie das Netz zernage?" Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte bald die Schnüre, und die Tauben flogen fröhlich davon und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe hatte Alles mit angesehen und dachte bei sich, ein treuer Freund sei doch ein grosses Gut, und setzte sich deshalb in die Nähe des Mauselochs und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schliessen wollte. Als aber die Maus herauskam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Was fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundin werden?"

Und die Maus antwortete ihm: „Nein, das geht nimmermehr an? Denn in kurzer Zeit würde deine angeborne Lust nach meinem Fleisch dich unserer Freundschaft vergessen lassen und du würdest mich, wie jede andere Maus, auch auffressen."

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Misstrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte; denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Abends zu der Maus, wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sey. Er wolle sie an einen viel heimlichern Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Und die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden, denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Und der Rabe fasste sie mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein und trug sie durch die Lüfte und setzte sie unter seinem Baume nieder und rief die Schildkröte, seine Freundin.

Die Schildkröte kam hervor aus ihrem Teiche und freuete sich, dass ihr Nachbar wieder da sei und dass er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Und die Maus grub sich ein Löchlein und wohnten beisammen alle drei in Frieden und Eintracht.

Und als sie eines Tages so beisammen sassen und Vieles plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch ge-

laufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter, und die Maus verkroch sich in ihr Löchlein. Aber der Rabe schwang seine Fittige und flog in die Höhe, zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber nichts und kam herunter und sprach zum Hirsch: „Sei ohne Furcht, hier ist keine Gefahr. Noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir gefällt, so kannst du hier wohnen. Um den See wächst schönes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Trunke.“

Und als er diess gesagt, rief er die Maus und die Schildkröte, und sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, dass er bleiben sollte.

Der Hirsch sah umher, das Gras war schön und das Wasser frisch und der Ort sicher vor Nachstellung; er machte sich also eine Lagerstätte von Moos und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Gemeinschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da war seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unheil widerfahren seyn, und der Rabe flog aus auf Kundschaft und sahe seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Und er flog zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte sich mit ihnen, wie man ihn befreien möge.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich und trage mich hin, dass ich ihm das Netz zernage!“ Und der Rabe trug sie schnell hin und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, dass sie gekommen wäre. Und der Rabe sagte: „Wohin willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? — Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich, was willst aber du machen? Dein Gang ist langsam; du kannst dich nicht retten.“ Und indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger schon gegangen, zu sehen, ob er etwas gefangen habe in seinem Netze. Und als er den Hirsch darin sahe, freuete er sich. Allein ehe er noch hin kam, war das Netz schon zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog weg, die Maus verkroch sich, aber die Schildkröte stand und zitterte vor Schrecken an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, dass ihm die schöne Beute entgangen war. Um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und gieng weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen und berathschlagte mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien könne. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich wie todt an den Weg legen, an dem der Jäger vorbeikommen müsse, und er wolle auf ihn sitzen, als ob's ein Aas wäre, von dem er frässe; wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiss sein Netz niederlegen und hinzugehen; dann solle der Hirsch aufspringen und langsam hin- und herlaufen, als hätte er ein Gebrechen an dem Fuss und solle so den Jäger immer reizen und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davon eilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach. Als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Und sie freuten sich alle, dass sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten.

---

53. Gustav III.

Gustav III., König von Schweden, ritt durch ein Dorf, wo ein artiges Bauernmädchen barfuß am Brunnen stand und Wasser schöpfte. „Gieb mir zu trinken," sagte Gustav. Freundlich bot ihm das Mädchen einen Labetrunk. — „Du bist ein dienstfertiges, gutes Mädchen, komm mit in die Stadt! — Du sollst gute Tage haben." — „Nein, ich muß meine arme, kranke Mutter pflegen." „Deine Mutter? Wo ist sie?" — „Hier in der Hütte." — Gustav gieng in die Hütte. Hier fand er ein altes, krüppeliges Weib

auf dem Stroh liegen und ächzen. „Ihr dauert mich, Mütterchen, dauert mich,“ sagte der menschliche König. — „Ja, lieber Herr, vergehen müßte ich, wenn mich nicht meine Tochter mit ihrer Hände Arbeit nährte und sorgsam pflegte. O, Gott vergelt's ihr!“ — Thränen rieselten über die Wangen der Alten, und Gustav weinte mit. Froh in diesem seligen Augenblick, daß er König war, ließ er gleich eine angesehene Summe Geldes zurück, wies der armen Frau einen Meierhof an, versprach ihr lebenslang ihren Unterhalt und der Tochter eine reichliche Aussteuer mit den Worten: „Du verdienst den besten Mann meines Reichs, liebe Tochter, — ich bin dein König.“

---

54. Ein wahrer Seelsorger.

Einer der vornehmsten Geistlichen speiste einst bei einem Prinzen. Die Frau eines Tagelöhners drang durch die Wache und liess den Seelenhirten herausrufen. „Euer Begehren?“ fragte der Prediger. — „O, mein Mann fleht Sie noch im Tode um Ihren Zuspruch an.“ Der Prediger fuhr sogleich in die Hütte des Kranken und erquickte ihn mit seinem Troste. Zwei Kinder, in Lumpen gehüllt, zerflossen vor dem Bette ihres sterbenden Vaters fast in Thränen. „Ihr könnt mir etwas vermachen,“ sagte der Prediger zum Sterbenden. „Und was denn?“ „Eure Kinder! Ich werde für sie als ihr Vater sorgen und auch euer Weib nicht verlassen.“ Noch einmal flammte das Leben im Sterbenden empor. „Gott vergelt's Ihnen! Sie sind ein Engel,“ rief er und — starb. Der Geistliche nahm sogleich die Kinder in seiner Kutsche nach Hause und sorgte seitdem für sie, als wären es seine eignen Kinder; der Wittwe aber setzte er einen hinreichenden wöchentlichen Gehalt aus.

---

55. Das Verhör.

Arnold, der dreizehnjährige Sohn des wohlhabenden Pachters Metzler in einem Dorfe im östreichischen Lande, hatte mitgeholfen, das Geld und andere Kostbarkeiten gegen die Raubsucht der im

Jahre 1797 anrückenden Franzosen zu verbergen, und von seinem Vater die ernstliche Weisung erhalten, außer der Mutter es ja Niemanden zu entdecken. Bald hernach fiel eine Schaar Feinde in den Ort ein, raubte, plünderte und mißhandelte die Leute auf die grausamste Weise. Arnold's Vater war ihnen von schlechtgesinnten Menschen als ein reicher Mann angegeben worden, worauf einige Plünderer in sein Haus stürzten. Beide Eltern entflohen, der Sohn aber wurde auf der Flucht ergriffen und festgehalten, während sie das ganze Haus durchsuchten. Da sie aber weder Geld noch Kostbarkeiten fanden, wendeten sie sich an Arnold mit der Forderung, ihnen den Ort anzuzeigen, wo das Geld vergraben sei, und wollten ihn anfänglich durch Schmeicheleien gewinnen. Als ihnen der Knabe antwortete, daß er es nicht sagen dürfe, droheten sie ihm mit gezogenen Säbeln; ja einer der Soldaten setzte sogar dem armen Jungen das Bajonet auf die Brust mit den Worten: „Bube, wenn du nicht auf der Stelle uns klaren Wein einschenkst und den Ort angiebst, wo das Geld liegt, so athmest du keine Sekunde mehr." Der gute Knabe zitterte zwar, blieb aber bei der Antwort, sein Vater habe es ihm verboten. Nun banden die Raubsüchtigen dem Arnold die Hände und Füße und drohten, ihn so in den Brunnen zu stürzen, wenn er nicht aussagen würde, wo das Geld wäre. Arnold weinte und bat, man möchte ihm doch das Leben schenken. „Nur unter der Bedingung," rief ihm ein Soldat zu, „wenn du das Geld verräthst." In diesem Augenblicke trat ein französischer Stabsofficier in das Haus, welcher im Vorbeigehen das Schreien des Knaben gehört hatte. Er befahl, den Kleinen sogleich loszubinden, und ließ die Plünderer verhaften. Wie sehr erstaunte er aber, als der Knabe ihm den ganzen Vorfall erzählte. Der wackere Krieger drückte den kleinen Helden, wie er ihn nannte, an seine Brust und lobte ihn ungemein. Bald darauf kamen Vater und Mutter zurück, freueten sich und lobten Gott, der das Kind mit Kraft gerüstet und des Feindes Herz erweicht hatte.

---

56. Der kleine Warner.

Es ist Winter; der schneidende Wind pfeift um die Ohren der wenigen Wanderer, die sich heraus gewagt haben; so weit man sehen

kann, ist nichts als Schnee, woraus nur der kahle schwarze Wald hervorstarrt. An seinem Rande steht ein armer, halb erfrorner Knabe, sparsam in elende Lumpen gekleidet, ein Tüchlein neben sich, in welchem er seiner Mutter, einer dürftigen Wittwe, einige Stücke Brod, die ihm gute Leute geschenkt haben, bringen will, denn es ist große Theuerung im Lande. Aber wie wird es ihm gehen? es ist schon spät, und seiner Mutter Hütte noch weit; seine Füße wollen ihn fast nicht mehr tragen. Aengstlich sieht er sich um; da hört er einen Wagen in der Ferne, er kommt näher; zwei Reisende sitzen darin. Ach! wenn dich nur die mitnähmen, dachte der Knabe, und wie er so denkt, hält der Wagen, und einer der Herren heißt ihn einsteigen. Sie wickelten ihn in einen warmen Mantel, gaben ihm einen Schluck Wein und fragten ihn, wo er hin wolle, und wo er her sei. „Da wollen wir dich bald zu deiner Mutter bringen; unser Weg führt uns an deinem Ort vorbei," hieß es. Der Knabe weinte vor Freuden und erholte sich bald im warmen Mantel. Da aber schon der Abend hereindämmerte und sich überdieß ein grauenvolles Schneegestöber erhob, so verlor der Kutscher den rechten Weg und sie fuhren im Walde die Kreuz und Quere in der Irre herum. Endlich, als die Nacht schon eingebrochen war, sahen sie ein Licht schimmern, folgten demselben und fanden eine abgelegene einsame Herberge. Der Knabe stieg zuerst aus und kroch, während die Reisenden draußen ihr Fuhrwerk und Gepäck besorgten, hinter den Ofen der Wirthsstube. Da hörte er, wie der Wirth und die Wirthin, die des armen Knaben hinter dem Ofen nicht geachtet hatten, sich mit einander beredeten, sie wollten des Nachts die Reisenden, deren schweres Gepäck ihnen in die Augen fiel, berauben und ermorden. Dem Kleinen lief es kalt den Rücken hinauf; aber er war klug genug, sich hinter dem Ofen ganz ruhig zu verhalten. „Ach, wie wird es meinen Wohlthätern, den lieben Herren, ergehen, die mich heute so liebreich aufgenommen haben!" sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst und dachte nach, ob nicht Rettung seiner Wohlthäter möglich sei. Er wartete den Augenblick ab, in welchem sich der Wirth und die Wirthin entfernten und schlich sich in aller Stille hinter dem Ofen hervor, zum Hause hinaus, suchte seine Wohlthäter und flüsterte ihnen zu, was er gehört hatte. Schnell trafen die Reisenden Anstalt zur

Flucht, nahmen den guten Knaben wieder zu sich, spannten die noch angeschirrten Pferde rasch vor und machten sich eilends davon. Es war eine kalte Nacht, aber lieber in der kalten Luft, dachten sie, als unter der kalten Erde, und dankten Gott für ihre Rettung. Nach langer Irrfahrt fanden sie sich endlich doch zurecht, kamen glücklich bei des Knaben Wohnung an, erzählten seiner Mutter, was sich mit ihnen und ihrem Sohne zugetragen, und boten ihr nun an, zum Dank für das Fortkommen des Knaben zu sorgen, wie sie es nur immer wünschen könne; und da er ihr einziges Kind sei, und sie seiner wohl nicht werde entbehren können, so solle sie selbst mit ihnen ziehen in ihre Stadt und ohne Sorgen ihre alten Tage bei ihnen verleben.

57. Die wilden Thiere.

Emil, der Sohn eines reichen Kaufmanns, erhielt von seinem Vater zur Messzeit zwei Gulden geschenkt, die er verwenden durfte, wie er wollte. Da waren nun auf dem Markte mehrere grosse Bretterbuden, worin zu sehen waren: ein Löwe, ein Tiger, eine Hyäne, Schlangen, Papageien und viele andere fremde, seltene Thiere. Schon aussen, wo sie gemalt zu sehen waren, nahmen sie sich so wundersam aus, dass Emil keinen Augenblick anstand, hinzugehen — „das muss ich sehen, es mag kosten, was es will.“ Eben wollte er darauf zu, da sah er Joseph, einen seiner Mitschüler, einen armen Knaben, an einer Ecke stehen mit Thränen in den Augen. „Was fehlt dir, Joseph?“ fragte er ihn, aber Joseph antwortete: „Du kannst mir doch nicht helfen, wenn ich dir's auch sage.“ „Nun, vielleicht doch,“ und so fuhr Emil fort, in ihn zu dringen, bis Joseph ihm entdeckte, dass die Noth bei seiner armen Mutter zu Hause gross sey. Die Mutter suche seit des Vaters Tod ihren Unterhalt mit Spitzenklöppeln zu verdienen, was aber so wenig abwerfe, dass sie manchen Tag nichts zu essen hätten. Um nur Holz zu bekommen, habe die Mutter im vergangenen Winter Alles verkaufen müssen, was sie nur hätte entbehren können. Da habe er vorgestern das Einzige, was noch übrig gewesen, seinen Sonntags-Anzug, der Mutter gegeben und sie gebeten, ihn gleichfalls

zu verkaufen. Lange habe die gute Mutter sich nicht entschliessen wollen und nur seinen dringenden Bitten nachgegeben. „Da hängt er nun in der Trödlerbude dort,“ fuhr Joseph fort, „gern wollt' ich ihn entbehren; entbehrt ja die gute Mutter um meinetwillen so viel und hat sich schon manchen Bissen am Munde abgespart, um mir etwas geben zu können, wenn ich hungrig aus der Schule komme; nun weisst du ja aber, dass übermorgen das Fest ist, und da muss ich ohne Rock zu Hause bleiben, wenn alle Schulkinder vergnügt sind. Schon habe ich den Trödler gebeten, mir die Kleider nur auf die paar Stunden zu leihen; aber ohne Geldeinsatz will er sie auch nicht eine Minute hergeben.“ Hier rannen die Thränen häufiger, und Emil dauerte der arme Joseph in der Seele; denn in zwei Tagen erwartete man die Königin, die auf einer Reise durch die Stadt kommen sollte. Da hatte denn der Lehrer ein schönes Lied gemacht, das sollten die Kinder zum Empfange der Landesmutter vor dem Thore absingen und ihren Weg mit Blumen bestreuen. „Wie viel verlangt denn der Trödler, wenn er den ganzen Anzug wieder abtreten soll?“ fragte Emil. „Ach, die Mutter hat freilich nur einen Gulden von ihm dafür bekommen; aber um das giebt sie der harte Mann gewiss nicht wieder, wenn ich auch so viel aufbringen könnte.“ „Wir geben ihm vier Groschen mehr,“ sagte Emil, „dann wird und muss er dir deinen ganzen Sonntags-Anzug wieder herausgeben. Komm nur, komm nur, damit du deine Kleider wieder bekommst und übermorgen zu dem Feste kannst.“ „Emil, du wolltest — du könntest?“ fragte Joseph erstaunt. Aber Emil zog ihn mit sich zu der Trödelbude; er wollte nichts mehr von den wilden Thieren. Glücklich löste er die Kleider ein, begleitete den überglücklichen, dankbaren Joseph in seine kleine ärmliche Wohnung und gab dort den Rest seines Marktgeldes der Mutter des Knaben. Und wunderbar, so begierig er vorher gewesen war, die Thiere zu sehen, so zufrieden war er jetzt darüber, dass er sie nicht zu sehen bekam. — Ein Freudenlächeln, das ihr auf dem Gesicht eines betrübten Nebenmenschen habt hervorbringen können, wird euch einen schönern Anblick gewähren, als alles Schöne und Seltene, was ihr sehen könnt.

58. Das Pferd des klugen Müllers.

Eines Tages saß der Zundelheiner, ein zu seiner Zeit berüchtigter Dieb, ganz betrübt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder, der Frieder, verlassen haben, und wie er jetzt so allein sei. Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen; und wenn man meint, es sey einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbube. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus und trinken neuen Wein. „Und wißt ihr auch," sagt einer, „daß der Zundelheiner im Lande ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?" Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen; denn er meinte, es kenne ihn einer, und jetzt sei er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?" D'rüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Bausbacken und kleinen, freundlichen Augen daher geritten. Und da er in die Stube kommt und thut den Kameraden, die bei'm Wein sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: „Ich hab schon so viel von dem Zundelheiner erzählen hören. Ich möcht ihn doch auch einmal sehen." Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land. Aber der Müller mit seinen Bausbacken sagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Friedstädter Wald; dann bin ich auf der Landstrasse, und wenn's fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen."

Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: „Was bin ich schuldig?" und geht fort in den Friedstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke," sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich d'rauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten

an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Friedstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. D'rüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottirt und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagte der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen, lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosengeld abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert und ist an den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut seyn und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, giebt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen!“ rief er dem Müller zurück; „und wenn Ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner.“ Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam und alle Räder klapperten, daß ihn Niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

---

59. Aberglaube ist der Bosheit Spielball.

Als im verwichenen Spätjahr ein gewisser Zirkelschmied ungegessen in's Bett gehen wollte, — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein

hatte sich ausquartiert, — da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseile, und der Zirkelschmied wußte nicht, warum? Der liebe Leser weiß es auch nicht. Aber er erfährt's.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied, der überhaupt lieber trank als arbeitete, saß damals auch schon d'rin, etwa bei'm dritten Schöpplein oder bei'm vierten. Als der Fremde eine Zeit lang da war und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der lose Mensch: „Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbieren." „Ihr seid wohl auch zum ersten Mal hier, seitdem der Rosenwirth dieses schöne Haus gebaut hat, weil Ihr so lange nach einem Nagel gesucht habt für Euren Mantel?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth; aber ich tauschte mein Haus nicht gegen dieses, wenn Ein's nicht wäre." „Habt Ihr etwa noch namhafte Schulden darauf?" „Das nicht." „Oder habt Ihr ein böses Weib im Haus?" „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigen Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe, in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf dem Speicher erwache und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser ist darüber im Klaren, ehe man's ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden und feil machen wollte. Der Zirkelschmied aber sagte: „Wenn Ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmaleins abgehört habt, so ist Rath, wenn's Euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn Euch geholfen ist." Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herrn Barbier," sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst Niemand in der Stube war, „und klagt ihm Eure Noth. Anfänglich wird er Euch kein Gehör geben; denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn Ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt Ihr das Mittel" (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich der Zirkelschmied).

Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar verständiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat Euch zu mir geschickt?“ „Einer in einem abgeschabten Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über dem Rockkragen; hinten auf dem Kopf hat er noch 24—30 Härlein und doch einen Kamm d'rin.“ Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied! hab' ich dich einmal ausgekundschaftet?“ Der Fremde aber fiel ihm in's Wort. „Stellt euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß Alles und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst.“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will Euch ein übelriechendes Rauchpulver geben,“ sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib und schlagt ihn, Ihr seyd ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor Euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt; denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu todt schlägt. Hernach geht Ihr Eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann.“

Solchen Rath gab der Barbier dem fremden Mann und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Ich weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirth erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich da wieder hinauskommen?“ und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn Niemand kennen sollte. Denn der Wirth war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte; und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt' ich kennen. Wenn er nicht das Maul so krumm im Gesicht hätte, so wär's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt.“ Und als er hernach

die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte: „Woher des Landes und wohin?“ sagte er: „Herr Landsmann, legt mir meine Neugierde nicht als Vorwitz aus. Wenn Euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, Ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim.“ Dem Barbier gieng der Angstschweiß aus. „Wenn Euch mein krummes Maul irre macht,“ sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben; und folglich kann ich nicht der nämliche seyn. Zudem so bin ich der Papiermüller von Neuhausen.“ Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte; und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie. „Und Ihr seid es doch,“ rief endlich der Wirth. „Freilich bin ich's,“ erwiderte der Barbier; „ich habe Euch nur ein wenig vexiren wollen, ob Ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr, das Mittel hat geholfen?“ „Gleich auf's erste Mal,“ erwiderte der Wirth und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könnte. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinen-Markt gehen und ein Säulein kaufen wolle,“ da gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirths, und er sagte zu ihm: „Ei, steht Euch keine von meinen an?“ Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof herausspringen. „Da sucht Euch eine heraus, Herr Doktor!“ Der Barbier kam in Verlegenheit, „so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht bewältigen in seiner kleinen Haushaltung.“ Aber der Wirth faßte kurzweg eine am Bein: „Die ist Euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen.

Deswegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwille ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel,“ sagte der Zirkelschmied zu seiner Frau, während sie nach Herzenslust schmausten, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

---

60. Die dunkelblaue Wiese.

Vater. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese — — —

Emil. Vater, das ist ein Spaß, solche giebt's ja nicht, die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus, und ist größer als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du, und ihr Alle habt sie gesehen, und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts dort wächst — — —

Anton. Aber Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern.

Vater. Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe; denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahr, und immer sind sie noch so, wie ehemals, obwohl sie weder hungert noch dürstet.

Lida. Ueber tausend Jahr sind deine Schafe alt? Vater! Das kommt mir wunderbar vor; die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens nur vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind! Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend und golden, daß die Schafe in — in — (wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind? — — —

Emil. In Spanien, in Spanien! — Sieh', Vater, ich hab's gemerkt.

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Heerde hat gold'ne Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche giebt's nicht, mit goldenen Fellen; wie könnten die schwachen Thiere so eine Last tragen! Vater du willst nur sehen, ob wir es glauben.

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder! Die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide, und hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht. Auch habe ich sie noch nicht schreien hören.

Lida. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon!

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten, — einen Hirten? — Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt, und niemals schwarz wird. Denn ob er wohl weit länger als tausend Jahr die Heerde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat er sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann seyn; der muß weder stehen noch gehen können und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher, auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollten. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

Vater. Seine Hunde! — Hunde hat er gar nicht, und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er, und bläs't darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirte mit seinen Schafen, die über tausend Jahr alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft, und doch munter ist; — das begreif' ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin; sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umherwandeln und fliegen, und fallen nicht herunter.

Anton. Nun die möcht' ich fliegen sehen!

Vater. Du kannst sie fast täglich gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht!

Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind! — aber der Hirt? — —

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so sehet einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond, der Mond! O nun wissen wir's, und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese der Himmel! Du hast es aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch Eins, es war so hübsch, noch Eins.

Vater. Morgen, Kinder! Heut weiß ich keines mehr.

---

61. Berühmte Reisende.

Vater. Meine Reisebeschreibung handelt von vier Reisenden, welche über die ganze Erde hinreisen, über Berge, Meere und Flüsse, aus einem Land in das andere.

Heinrich. Kommen sie auch zu uns?

Vater. Einer von ihnen ist jetzt gerade hier. Sie waren aber alle schon oft in unserem Lande und werden noch oft kommen; denn sie sind unermüdlich im Reisen.

Friedrich. Es sind aber auch keine wirklichen Reisenden?

Vater. Damit ihr nicht denkt, es seien Uhrzeiger oder so Etwas, so will ich euch gleich sagen, daß der erste ein Maler und Musiker ist.

Pauline. Dann sind's gewiß wirkliche Reisende!

Heinrich. Ja, das müssen Menschen sein!

Vater. Ich weiß nicht, ob der, den ich eben nannte, die Malerei oder die Musik besser versteht. Die herrlichsten Landschaften malt er dahin, wo man vorher dachte, daß es kaum möglich sei. Alle Menschen freuen sich darüber.

Friedrich. Wenn er einmal wieder durch unser Land gezogen kommt, so sage es uns doch, lieber Vater! Die schönen Gemälde möchte ich auch sehen! Dabei kann man etwas lernen. Und ich zeichne ja auch so gerne.

Vater. Die Blumen und die Bäume, die Bäche und die Quellen — Alles malt er so natürlich, daß es in der Wirklichkeit nicht schöner ist.

Heinrich. Du hast ja aber schon oft gesagt, Vater, die Natur sei schöner als alle Gemälde.

Vater. Ja, aber dieser Maler versteht so nach der Natur zu malen, daß man seine Gemälde selbst für Natur hält. Wenn ich euch einmal eins zeigen werde, einen Wald oder eine Wiese, die er gemalt hat, so sollt ihr mir sagen, was ihr davon denkt.

Pauline. Und auch ein Musiker ist er?

Vater. Ja, der beste Sänger, den ich je gehört habe. Die Musik, die er macht, ist schöner, als wenn die berühmtesten Tonkünstler spielen; sein Gesang ist reizender, als der Gesang aller Sänger und Sängerinnen auf der Erde.

Friedrich. Wo singt er denn?

Vater. Darin macht er eine Ausnahme von andern reisenden Sängern, die sich gewöhnlich in Zimmern und Sälen hören lassen, und wo's Geld kostet, wenn man sie hören will. Er singt für Jedermann umsonst, auf Wiesen und Feldern, am liebsten in Wäldern, im Blüthenduft und Sonnenschein.

Heinrich. Das ist am Ende gar ein Vogel!

Friedrich. Die Vögel sind ja aber keine Maler.

Vater. Aber er reis't mit den Vögeln, oder die Vögel mit ihm — eins von beiden. Er reis't mit Schwalben und Störchen; Kukuk, Lerche und Nachtigall lassen sich hören, wenn er da ist. Er selbst aber ist ein lustiger, fröhlicher Jüngling, der überall willkommen ist.

Heinrich. Also doch ein Mensch!

Vater. Er ist gewöhnlich grün gekleidet, hat Veilchen auf dem Hut stecken. Er unterhält sich mit den Landleuten gern und ermuntert sie, daß sie ihre Saaten säen.

Pauline. Aber warum reis't er denn immer in allen Ländern umher?

Heinrich. Andere Sänger reisen ja auch und lassen sich vor den Leuten hören.

Friedrich. Und dann wird er Landschaften aufnehmen wollen, merkwürdige Gegenden und schöne Blumen und Bäume abzeichnen.

Pauline. Vielleicht auch seine Gemälde verkaufen.

Vater. Der zweite Reisende ist ein Gärtner; man könnte auch sagen ein Landmann.

Friedrich. Der reis't gewiß in der Welt umher, um die Gewächse kennen zu lernen und um zu sehen, wie man in andern Ländern den Acker baut.

Vater. Er hat die Blumen gern; auch die Scheunen besucht er. In der Mittagshitze legt er sich in den Schatten eines Baumes und ißt Kirschen.

Heinrich. Da möcht ich ihm Gesellschaft leisten.

Vater. Er ist ein lieber, freundlicher Mann. Seine Kleider sind grünlich, bläulich und goldig; doch zieht er seinen Rock öfters aus, wenn es ihm zu heiß wird.

Heinrich. Und geht in Hemdärmeln!

Vater. Weil er gern weit reisen möchte und viel in einem Tage ausrichten will, so hat er die langen Tage gern.

Pauline. Die habe ich auch gern, obwohl ich nicht reise. Aber ich spiele und springe gern lange draußen im Freien umher.

Vater. Der dritte Reisende ist ein ernster Mann in gelblichem Kleide, der auch gern mit Schwalben und Störchen reis't.

Friedrich. Das ist wohl wieder ein Sänger!

Vater. Nein, ein Jäger ist's; denn er macht Jagd auf Hasen, Hirsche und Rehe, streift in den Wäldern umher, und die Blätter müssen von den Bäumen fallen, wenn er durchzieht. Aus Jagdgeräusch und Hundegebell macht er sich mehr, als aus Blüthenduft und Vogelgesang. Er ißt das Obst gern; recht viel Aepfel

und Nüsse sind seine Freude; besonders liebt er die Trauben und den Wein.

Pauline. Warum reis't er denn aber in allen Ländern umher? Das Alles könnte er zu Hause ja auch haben!

Friedrich. Bei ihm daheim sind vielleicht keine Wälder, daß er dort nicht auf die Jagd gehen kann.

Heinrich. Und dann wird er gewiß, weil er das Obst und den Wein so sehr liebt, in verschiedenen Ländern verschiedenerlei Obst essen und allerlei Wein trinken wollen.

Vater. Der vierte Reisende endlich ist ein Greis mit dürren Wangen, der oft sehr verdrießlich und finster ist. Seine Kleider sind grau und weiß, ebenso Haare und Bart.

Heinrich. Was ist er denn?

Vater. Ein Baumeister; er baut besonders gern Brücken, die aber gewöhnlich nach ein paar Monaten oder in noch weniger Zeit wieder einfallen.

Friedrich. Das ist aber ein schlechter Baumeister!

Heinrich. Der sollte das Bauen bleiben lassen!

Vater. Er liebt die langen Nächte und hockt gerne hinter'm Ofen.

Pauline. Der ist wohl recht faul und verzärtelt?

Vater. O nein; Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Schneeballwerfen ist seine größte Freude. Dann geht er, in Pelz gehüllt, in's Haus und lauscht auf die Mährchen, die die Großmutter hinter dem Ofen erzählt.

Pauline. Die höre ich aber auch gern!

Friedrich. Ich merke ein bischen, wer der Mann seyn mag, Vater, von Blumen mag der nichts wissen?

Vater. O ja, auch die Blumen hat er gern.

Heinrich. Dann ist's doch der nicht, denn ich meine.

Vater. Aber seine Blumen riechen nicht, und die Menschen lieben sie nicht.

Heinrich. Reisen denn die vier Reisenden mit einander?

Vater. Man sagt gewöhnlich, sie seien Brüder; doch reisen sie nicht mit einander, sondern hinter einander. Keiner kann den Andern leiden und Jeder jagt den Vorhergehenden fort, wenn er

selbst kommt. Zuerst kommt der jüngste, der Maler, dann der Gärtner, dann der Jäger und zuletzt der älteste, der Baumeister.

Friedrich. Reisen sie immer in dieser Reihenfolge durch alle Länder?

Vater. Ja, und auch zu uns kommen sie in dieser Aufeinanderfolge alle Jahre.

Die drei Kinder. Ich weiß es, wer die Reisenden sind!

Vater. Nun, wer denn?

Die drei Kinder. Die vier Jahreszeiten.

Vater. Richtig. Der Maler ist? —

Friedrich. Der Frühling. Der Gärtner ist der Sommer.

Heinrich. Der Jäger ist der Herbst.

Pauline. Und der Baumeister ist der Winter.

---

62. Zwei Brüder und zwei Schwestern.

Vater. In einem Hause wohnen vier Leute, zwei Brüder und zwei Schwestern.

Karl. Also vier Geschwister, lieber Vater?

Vater. Nein, die Brüder sind nur unter sich Brüder und die Schwestern nur unter sich Schwestern; aber die Brüder und Schwestern sind keine Geschwister. Ich glaube, es sind Vettern und Basen.

Fanny. Der Vater will uns wohl eine Geschichte von diesen vier Leuten erzählen?

Vater. Nun hört! Im Hause gleicher Erde wohnen die beiden Brüder, der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Hauses. Im obern Stockwerke wohnen die beiden Schwestern, auch abgesondert, die eine auf der rechten, die andere auf der linken Seite.

Karl. Das paßt ja Alles ganz hübsch!

Fanny. Die haben sich gut in dem Hause vertheilt!

Vater. Jedes von den vier Leuten hat fünf kleine Kinder. Wie viel Kinder sind also im ganzen Hause?

Georg. Vier mal fünf oder zwanzig.

Karl. Das ist ja wie eine kleine Schule.

Vater. Die Schwestern wohnen also oben. Die Schwester, die auf der rechten Seite des Hauses wohnt, ist viel fleißiger, stärker, geschickter, gewandter, als die andere; sie lernt viel, schreibt, zeichnet, näht, strickt.

Fanny. Nun, und die andere?

Vater. Die ist viel dummer, fauler, ungeschickter; sie kann wenig und thut auch wenig; sie hilft meistens nur ihrer Schwester, wenn dieselbe etwas nicht allein machen kann.

Karl. Ich glaube, der Vater macht Spaß und meint mit den beiden Schwestern euch, Fanny und Henriette.

Georg. Da wird gewiß Fanny die gescheidte Schwester seyn sollen, und —

Henriette. Und — ich aber nicht die dumme.

Fanny. Ach, lieber Vater, woher kommt's denn, daß die andere Schwester dummer und fauler ist.

Vater. Sie ist nicht selbst Schuld daran; man hat sie in der Jugend nicht viel gelehrt; man hat sie faullenzen lassen; man hat sie verwahrloset.

Fanny. Die arme Schwester dauert mich!

Henriette. O, du brauchst mich nicht zu bedauern! Du sprichst recht ungezogen!

Fanny. Ei, wer meint denn dich! Die ungeschickte Schwester meine ich, von der uns der Vater erzählt.

Henriette. Ja so!

Georg. Die Schwestern wohnen aber doch friedlich beisammen und zanken sich nicht?

Vater. Ja, sie unterstützen sich, thun sich nichts zu Leide und haben einander gern.

Philipp. Vater, du vergissest ja aber ganz, von den Brüdern zu sprechen, die auch in demselben Haus wohnen!

Vater. Die Brüder sind noch dummer, als —

Georg. Als? —

Henriette. Doch nicht als ich?

Vater. Als die Schwester oben, von der ich euch sagte.

Georg. Nun, Vater, was machen denn die Brüder?

Vater. Sie gehen spazieren, rennen, laufen, springen umher und ruhen dann wieder aus.

Fanny. Und arbeiten nichts?

Vater. Das ist eben ihre Arbeit, was ich sagte.

Georg. Die haben in ihrer Jugend gewiß auch nichts gelernt!

Vater. Sie sind zu ungeschickt, um etwas Anderes zu lernen.

Karl. Aber wovon leben sie denn, wenn sie nicht arbeiten?

Vater. Die beiden Schwestern, die oben wohnen, sorgen für sie, schaffen ihnen Kleider und Schuhe an und haben es gern, wenn die Brüder immer schön gekleidet und geputzt sind.

Philipp. Aber es sind ja doch nicht ihre Schwestern!

Vater. Desto schöner ist es von diesen, daß sie ihre Hausgenossen unterstützen.

Fanny. Das müssen recht gute, liebe Schwestern sein!

Georg. Geben denn aber die Brüder den Schwestern nichts dafür?

Vater. Nein; diese verlangen auch nichts.

Georg. Die Brüder erzeigen ihnen aber doch gewiß manche Gefälligkeiten?

Vater. Auch gerade nicht viel. Blos wenn die Brüder spazieren gehen, nehmen sie die Schwestern mit.

Philipp. Und führen sie doch auch hübsch am Arm?

Vater. Nein. Es sind gar sonderbare Leutchen, die Viere; jedes geht bei dem Spaziergang für sich allein.

Georg. Und auch jedes einen andern Weg?

Vater. Alle vier denselben Weg.

Georg. Aber warum führen sie sich denn nicht?

Vater. Sie mögen nicht. Wahrscheinlich denken sie, daß es nicht schicklich sei.

Fanny. Wenn sie aber nicht nahe beisammen gehen, müssen sie so laut mit einander sprechen, wenn sie sich verstehen wollen!

Henriette. Ja, und dann hören Alles die andern Leute!

Vater. Unsere vier Leutchen sprechen gar nicht mit einander.

Fanny. Gar nicht? O dann ist das ein langweiliger Spaziergang! Da möchte ich nicht mitgehen!

Karl. Die mögen wohl mit einander marschiren, wie Soldaten, die ja auch in Reih' und Glied nicht sprechen dürfen!

Vater. Nun wollen wir aber denken, sie seien jetzt nicht spazieren gegangen und wollen uns noch einmal zu Hause umsehen. Wer wohnt noch mehr in dem Hause?

Georg. Zwanzig kleine Kinder.

Karl. Ja, und da hat jeder Bruder fünf und jede Schwester fünf.

Vater. Und die zehn Kinder der beiden Schwestern sind Knaben.

Georg. Lauter Knaben?

Vater. Ja.

Philipp. So wie wir, Vater?

Vater. Sie sind noch kleiner als ihr seyd.

Fanny. Und die zehn Kinder der beiden Brüder?

Vater. Sind lauter Mädchen.

Henriette. Auch kleiner als wir?

Vater. Ja.

Henriette. Ich bin begierig, zu hören, was das für liebe kleine Mädchen seyn werden!

Philipp. Und was für liebe kleine Knaben!

Vater. Die Kinder der beiden Schwestern — also die Knaben — sehen sich, immer zwei und zwei, sehr gleich.

Karl. Das heißt wohl: immer ein Knabe von der geschickten und ein Knabe von der dummen Schwester mit einander verglichen.

Vater. Ja, so ist's. Wie viel sich gleichsehende Paare gibt's da, Philipp?

Philipp. — — Das ist mir zu schwer, Vater. Solche schwere Rechnungen haben wir in der Schule noch nicht gehabt.

Georg. Fünf Paare sind's!

Vater. Damit wir nachher nicht noch einmal solche kopfzerbrechende Rechnungen anstellen müssen, so will ich euch jetzt gleich sagen, daß es sich mit den Mädchen, den Kindern der beiden Brüder, ebenso verhält.

Fanny. Es sind also auch fünf sich gleichsehende Paare.

Vater. Der erste von den Knaben ist ein dickes, kleines Kerlchen.

Georg. Wie heißt denn der?

Vater. Das will ich euch bald selbst fragen. Wenn er auch gerade nicht der älteste ist, so sieht er doch so aus. Er ist stark, fast so stark, als die andern vier zusammen, denen er auch bei den meisten Geschäften hilft und helfen muß.

Karl. Wer verlangt denn das?

Vater. Die Mutter. Oft stellt er sich auch gegen die andern vier.

Georg. Doch nicht, um sie zu schlagen!

Vater. Nein; es sind in dieser Hinsicht lauter ordentliche Kinder; die schlagen sich nicht.

Georg. Aber er stellt sich doch gegen sie!

Vater. Das ist so seine Gewohnheit; er meint's nicht so bös; und wenn die Mutter es nicht haben will, darf er auch nicht. — Der zweite ist der geschickteste und brauchbarste von allen; er arbeitet am meisten; das Feinste und das Gröbste bringt er zuwege. Er ist ein recht freundliches Bürschchen und zeigt gern den Leuten den Weg. Doch wenn ihm Jemand etwas nicht recht macht, kann er auch drohen. Aber mit dem Drohen läßt er's gewöhnlich bewenden.

Georg. Wie sieht er denn sonst aus?

Vater. Er ist schlanker und größer als der erste und nicht so dick.

Karl. Der Knabe gefällt mir.

Vater. Er ist der fleißigste und gescheidteste. — Nun kommt der dritte: der kann und thut nicht so viel, als die beiden vorigen. Er ist der größte von allen, stellt sich immer in die Mitte seiner Brüder und guckt stolz über sie hinaus, als wenn er mehr wäre, wie sie.

Philipp. Das ist nicht schön von ihm.

Georg. Ich dächte auch, er sollte erst mehr lernen.

Karl. Und wenn er viel könnte, sollte er auch noch nicht so stolz seyn.

Vater. Ihr habt ganz Recht; aber der Unverstand ist gewöhnlich oben hinaus, ist meistens am stolzesten. — Das könnt ihr gleich am folgenden, am vierten, sehen. Der kann von allen am allerwenigsten, ist aber eitel und stolz, sieht auf Staat und

Putz und seine größte Freude ist, sich mit goldenen Ringen zu schmücken.

Philipp. Ist der auch so ein Obenhinaus?

Vater. Er ist nur nicht so groß als der dritte, aber nach ihm der größte. Ganz dumm sieht er auf die andern herab. — Der fünfte endlich ist ein feines, kleines Bübchen, gewandter als der vierte; aber er kann auch nicht viel. Er sieht gern die Ringe, mit welchen sich der andere schmückt und möchte auch gern solche Zierrathen an sich haben. Manchmal, aber viel seltener, als der vorige, putzt er sich auch ganz stattlich heraus. Gewöhnlich nennt man ihn nur den Kleinen.

Karl. Aber, Vater, die Knaben gehen doch in die Schule?

Vater. Das kann ich so genau nicht sagen. Entweder sind sie schon in die Schule gegangen oder gehen noch in die Schule, oder werden erst später in die Schule gehen. Kurz und gut: die drei ersten können Mancherlei, als schreiben, zeichnen und noch gar vieles Andere, was die beiden letzten nicht können; höchstens helfen diese den drei ersten.

Georg. Das ist aber doch schön von ihnen.

Vater. Sie thun's, weil die Mutter es verlangt.

Karl. Das waren ja aber nicht fünf Paare, sondern nur fünf einzelne Kinder.

Vater. Von den andern fünf gilt eigentlich dasselbe, was ich von diesen gesagt habe; aber sie sind eben auch vernachlässigt worden und werden noch immer vernachlässigt, gerade wie ihre Mutter auch verwahrloset worden ist. Deshalb sind sie viel dummer und ungeschickter, als die, von denen ich euch erzählte.

Fanny. Nun kommen wohl die Mädchen an die Reihe?

Vater. Ja, die zehn Kinder der beiden Brüder Von diesen Mädchen allen ist aber gar nicht viel Gutes zu sagen. Eins ist so dumm, wie das andere, und was die Größe betrifft, so ist eins immer ein bischen kleiner, als das andere. Zwei davon, von welchen man noch am meisten spricht, sind die größten und dicksten.

Georg. Seht ihr, ihr Mädchen, da sind doch die Knaben ganz anders!

Fanny. Daran sind wir doch nicht Schuld, daß diese zehn Mädchen so dumm sind.

Georg. Vater, die Knaben spielen doch auch mit einander?

Vater. O ja, besonders auf dem Klavier.

Karl. Aber da spielen doch nicht alle zehn auf einmal?

Vater. Alle zehn auf einmal.

Fanny. Das mag ein tolles Durcheinander geben!

Vater. O nein, sie spielen ganz schön.

Karl. Hat denn jeder von den zehn ein kleines Klavier, daß sie alle zugleich spielen können?

Philipp. O! — Zehn Klaviere! Das ist viel!

Vater. Sie spielen alle zehn auf einem einzigen Klavier. — (Die Kinder lachen.)

Philipp. Das muß ein großes Klavier sein!

Georg. Haben sie denn Alle Platz daran?

Fanny. Und wenn sie auch Platz daran haben — wie können denn zehn Leute auf einem Klavier zugleich spielen!

Karl. Der Vater macht auch wohl nur Spaß!

Vater. Nein, völligen Ernst. — Das Klavier ist so groß, wie andere Klaviere auch, und doch haben die zehn Knaben alle Platz daran und spielen oft zum Entzücken schön darauf.

Fanny. Das möchte ich sehen!

Vater. Ihr könnt's heute noch zu sehen bekommen.

Henriette. Spielen denn auch die Mädchen mit einander?

Vater. Nein, weder auf dem Klavier, noch sonst etwas; sie sind sogar zu dumm zum Spielen.

Fanny. Was thun sie denn aber den ganzen Tag?

Vater. Gar nichts. Sie liegen immer ganz ruhig neben einander und schlafen wahrscheinlich. Wenn ich sie euch zeige, müßt ihr sie einmal fragen, was sie den ganzen Tag treiben.

Henriette. Ja, das wollen wir auch!

Fanny. Und wollen sie auszanken wegen ihrer Faulheit!

Vater. Recht so! Thue das!

Fanny. Du sagtest uns vorhin, die beiden Brüder giengen spazieren: nehmen sie da die kleinen Mädchen nicht mit?

Vater. O ja, immer.

Georg. Nehmen die beiden Schwestern auch die Knaben mit?

Vater. Auch immer. Alle zwanzig Kinder müssen alle Spaziergänge mitmachen.

Philipp. Das muß ein schöner Zug seyn!

Vater. Die Schwestern ziehen den Brüdern die Kleider an.

Fanny. Ei, können die das nicht selbst?

Vater. Nein. — Zuerst ein weiches und dann ein hartes Kleid darüber. Die Knaben helfen dabei.

Fanny. Und die Mädchen?

Vater. Die müssen sich zuerst in die Kleider hineinstecken, daß man sie gar nicht sieht.

Henriette. Da möchte ich nicht dabei seyn!

Fanny. Das sind ja ganz sonderbare Leute!

Karl. Und was für ein kurioser Spaziergang mag das seyn!

Fanny. Die beiden Schwestern ziehen sich doch selbst ihre Kleider an?

Georg. Und die Knaben doch auch?

Vater. Die ziehen alle gewöhnlich gar keine Kleider an.

Karl und Fanny. Was! Und gehen spazieren?

Philipp und Henriette. Und schämen sich nicht?

Georg. Und wie mögen die frieren!

Vater. Wenn's kalt ist, ziehen sie auch Kleider an; auch sonst manchmal, wenn's ihnen einfällt. Aber da müssen sich die kleinen Knaben auch zuerst ganz in die Kleider hineinstecken.

Georg. Das sind ja recht närrische Leute!

Philipp. Ich freue mich darauf, wenn der Vater sie uns zeigen wird.

Karl. Vater, wenn du es nicht sagtest, so würde ich das Alles gar nicht glauben.

Fanny. Ist's denn auch wirklich wahr, Vater?

Vater. Alles ist so, wie ich sage. Hört nur weiter! Wenn die Brüder und Schwestern zusammen kommen wollen, so müssen immer die Schwestern herunterkommen, denn die Brüder können nicht hinauf zu ihnen steigen.

Karl. Du sagtest ja doch, die Brüder könnten laufen und springen; können sie denn nicht auch zur Treppe hinaufsteigen?

Vater. Ihr Haus hat gar keine Treppen; d'rum bleiben sie lieber unten auf der Erde.

Fanny. Wie kommen aber die Schwestern hinauf?

Vater. Das kann ich dir nicht so recht sagen; vielleicht sagst du es mir später einmal.

Georg. Bei den Spaziergängen springen also wohl die Schwestern herunter?

Karl. Wie kann man denn von einem ganzen Stockwerk herunterspringen?

Georg. Oder klettern sie herunter?

Karl. Vielleicht an Leitern — an Strickleitern!

Vater. Alles nichts! Droben bleiben sie.

Fanny. Und gehen doch mit spazieren?

Philipp. Nein, das ist nicht möglich!

Vater. Und doch ist es so. Denn die Brüder tragen das ganze Haus mit sich fort und die Schwestern bleiben oben und lassen sich spazieren tragen. — (Die Kinder lachen.)

Henriette. Aber, Vater, ein Haus kann doch Niemand tragen!

Philipp. Die Brüder müssen rechte Riesen seyn, wohl noch größer und stärker, als der Riese Goliath, von dem du uns neulich erzählt hast, den der kleine David todt warf.

Vater. Die Brüder sind nicht einmal so groß, als du, Philipp!

Fanny. Dann muß das aber ein kleines Häuschen seyn!

Georg. Und die Schwestern sind gewiß auch recht klein!

Vater. Noch kleiner, als die Brüder.

Karl. Vater, wenn du nicht immer von Brüdern und Schwestern, von Knaben und Mädchen sprächst, so würde ich fast glauben, daß du Schnecken meinst; die tragen ja auch ihr Haus mit sich fort.

Fanny. Ist denn das Haus so groß als ein Schneckenhaus?

Vater. Viel größer.

Fanny. Ist's vielleicht gar so groß, als unser Haus hier, in dem wir wohnen?

Vater. O lange nicht so groß. Und dann will ich euch

nur sagen: die Brüder und Schwestern, die Knaben und Mädchen, von denen ich euch erzählte, wohnen auch eigentlich nicht in ihrem Hause, sondern nur an demselben.

Georg. Und doch schleppen die Brüder das Haus bei'm Spazierengehen mit fort?

Vater. Wie ich sagte: ja.

Karl. Das ließe ich doch hübsch bleiben, daß ich ein Haus mitschleppte und wäre es auch nur so groß wie unser Taubenhaus!

Fanny. Wenn sie nicht im Hause wohnen, wo wohnen sie denn? Doch nicht im Freien?

Vater. Nun — ja — wie man will.

Philipp. Aber sie schlafen doch in ihrem Hause?

Vater. O bewahre! Sie schlafen im Bette — und zwar Alle in Einem.

Georg. Die zwei Brüder und die zwei Schwestern?

Vater. Ja, und die zwanzig Kinder auch dazu.

Henriette. Das muß ja ein fürchterlich großes Bett seyn!

Vater. So groß als andere Betten auch.

Georg. Haben sie denn alle Platz darin?

Vater. Platz genug! Die Brüder mit ihren Kinderchen müssen sich unten hin legen, und die Schwestern mit ihren Kinderchen legen sich gewöhnlich auf die Bettdecke oder auf's Kopfkissen.

Fanny. Das Bett steht aber doch nicht im Freien, sondern im Haus?

Vater. In einem Hause steht's, aber nicht in dem, von welchem ich vorhin sprach.

Georg. Warum denn nicht in dem?

Vater. Ei, weil sich dieses Haus auch mit in's Bett legt. (Die Kinder lachen.)

Karl. Ach, nun weiß ich, was mit dem Haus gemeint ist!

Fanny und Georg. Ich auch.

Karl. Es ist der Körper des Menschen.

Fanny. Und die beiden Schwestern sind die Hände.

Georg. Und die beiden Brüder sind die Füße.

Philipp. Und die zehn Knaben sind die Finger.

Henriette. Und die zehn Mädchen sind die Zehen.

Vater. Alles richtig! Nun werdet ihr auch wissen, wie jeder von den zehn Knaben heißt, wie die Schwestern oben in's Haus gekommen sind und noch Mancherlei. Ihr könnt auch jetzt die kleinen Mädchen fragen, warum sie so faul sind und sie recht auszanken. Und Fanny soll die zehn Knaben alle auf einmal jetzt noch ein lustiges Stückchen auf dem Klavier spielen lassen.

---

63. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, was seiner Nahrung allein in dunklen Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem Einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfs-Hügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unter den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist's, und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Butten, Quaden oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen und bekommt für eine Wohlthat, die er auch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt,“ werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle; ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehrere spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Es ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs

finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's nun aus?

Wenn ihr nun den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis.

So sieht's aus.

---

64. Fliegende Fische.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keine andern Vögel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gäbe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen, und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandniß: Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich, das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch in's Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt,

dem er nicht mehr anders entrinnen kann, und darin ist er klüger, als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stande getreu bleiben, so lange man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinausspringen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab; oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange sie daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer in's Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen, als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit mit einander führen, und kommt ein Dritter dazu und beraubt beide des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte, und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

---

65. Die Eidechsen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen

läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, den unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von vielerlei kleinen Insekten oder sogenannten Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euern stillen Gedanken dahin wandelt und auf einmal etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der mannichfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Knabe einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Wegs weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Wiesen umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime im Gras und alle Knospen im Laube aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunklen Gebüsch heraus in's Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras

weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber auf's Leben geht.

Es gibt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen.

Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen; weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Urstoff des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen, schwarz und gelb gefleckten warzigen und schmutzig feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn selbst, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten, kühlen und moderigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen läßt. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen, er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten, oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika und Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anderes, als eine 20 bis 30 Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respekt haben. Es ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist es weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit Einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht an's Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Aegypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Richtung auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glückli-

chen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt hundert häutige Eier so groß, wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben.

Bei allem dem muß aber so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von einem bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben, wie andere Eidechsen, von Insekten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften, oder durchbohren möchte und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa, auch am Rhein, an der Donau, Elbe und Oder will viele gesehen haben.

---

66. Der Hund von St. Bernhard.

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von Bergen umschlossen, die ewiger Schnee bedeckt, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeldlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahrs, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie

sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken und Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hiebei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

---

67. Klein und gross.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr gross, stark und scheu, und haben sehr grosse Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein, und wohnen darin. Worüber muss man sich

mehr verwundern, über die grossen Hörner, oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heissen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht grösser sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schroten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so gross, dass sie diese armen Thierchen wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respect flösst der Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler und Schweizer Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von acht bis neun Fuss, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der grösste unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein Landsmann des Kolibri. Dieser misst mit ausgespannten Flügeln sechzehn Fuss, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, also, dass man schön Fraktur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrösste Vogel ist der Strauss in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben muss. Doch trägt er seinen Kopf neun bis zehn Fuss hoch in der Luft, kann weit herumschauen, und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Ross herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füsslein sind fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist zwölf bis vierzehn Fuss hoch, funfzehn bis siebzehn Fuss lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleissiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müsste man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrösserungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das grösste ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von einhundert und zwanzig Fussen wachsen kann, und seine tausend Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, dass es eine ganze Nation von Menschen gebe, die vom Boden weg nur zwei Fuss hoch seien. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

---

68. Der Hahn.

Ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn ist unter allen Vögeln der angenehmste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr, und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem fremden Hahne, der es wagt, sich unter seine Hühner zu mischen, und wehe jedem Menschen, der sich erkühnt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Lieben zu rauben! Alle seine Gedanken weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat, denn er theilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt; jetzt zieht er an der Spitze seiner Schaar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus in's Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat. Spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er und verkündet sie durch sein lautes Krähen; mit lautem Krähen verkündet er den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen

Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr! wer wagt's mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, so kräht er wieder aus Leibeskräften, und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann.

Am schönsten entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er früh Morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hühner freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln, und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen, die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern nieder zu schmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Muth, an Kräften gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte, zu Vertheidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sich's wohlschmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich, da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe. Sie springen nicht mehr, aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden: er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein, und grakelt wie eine Henne, denn,

für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners das Leben aushauchen sollte. Daß in der Regel der Haushahn mit größerem Muthe kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der Besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muß, sich künftig von neuem mit ihm zu messen.

Will man Hähne haben, die sich mit einander vertragen, so thut man am besten, einen jungen beim alten, oder zwei junge zusammen aufzuziehen, obgleich auch dann meist heftige Verfolgungen nicht ausbleiben. Hat man einen alten Hahn, oder mehrere, und bekommt einen neuen, schöneren, den man mit jenen zugleich halten möchte, und zwar so, daß er die Oberherrschaft führt, so muß man letzteren ja nicht plötzlich hinlaufen lassen, so daß jene ihn sogleich überfallen können, sondern muß jene erst einen oder einige Tage wegsperren, und erst dann loslassen, wenn dieser mit den Hühnern ganz bekannt und auf dem Hofe ganz einheimisch geworden ist; dennoch werden sie oft siegen, wenn man ihnen nicht die Flügel bindet und auch um die Füße über den Sporen ein loses Band zieht, welches ihnen beim Springen hinderlich ist.

Wie die Menschen, so sind auch die Hähne an Muth sehr verschieden. Es gibt feige, aber auch welche, die nicht nachgeben, so lange sie sich noch regen können. Hier nur ein Beispiel statt vieler. Als Kind hatte ich drei, zwar häßliche, aber kampfbegierige junge Hähnchen aufgezogen, die ich übrigens nicht nach Belieben einsperren oder schlachten durfte. Nun kaufte ich mir ein größeres und schöneres Hähnchen, das ich zum Haushahn bestimmte, und das also, um seinen Muth zu erhöhen, sogleich auf dem Hofe herrschen sollte. Bei seiner überwiegenden Größe fürchtete ich nichts Böses, ließ es los; aber die drei kleinen Thierchen, welche ich einzeln nach und nach hervorließ, fielen es so wüthend an, daß trotz seiner Tapferkeit an keinen Sieg zu denken war. Ich fieng sie weg, nahm den schlimmsten vor, band ihm die Flügel fest zusammen und ließ ihn wieder los. Half nichts, er focht nun

desto wüthender und gefährlicher mit dem Schnabel. Ich band ihm auch die Beine zusammen, so daß er nicht stehen konnte, er focht liegend wieder mit großer Erbitterung, so daß ich ihn endlich nochmals vornahm und ihm gar den Schnabel zuband. Jetzt wurde er von dem Gegner tüchtig gerauft, ohne daß er sich wehren konnte; aber so oft ich einen Versuch machte, ihn von seinen Fesseln zu befreien, begann er doch jedesmal den Kampf wieder mit alter Hartnäckigkeit. Auch in der Art des Kampfes sind die Hähne verschieden; die meisten bedienen sich erst zuletzt des Schnabels, aber manche fangen gleich damit an, und ich habe einen gekannt, der gleich auf seinen Gegner losfuhr, ihn mit dem Schnabel fest packte und wo möglich nicht eher losließ, als bis jener die Segel strich. So lange die Hähne nur mit Flügeln und Füßen kämpfen, thun sie sich sehr selten Schaden, obgleich es ausnahmsweise auch vorkommt, daß einem mit dem Sporn das Auge ausgestochen wird; sobald sie aber sich mit dem Schnabel zu hacken beginnen, sollte man sie gleich auseinander treiben.

---

69. Die Hühner.

Der Hof eines wohlhabenden Landmanns hat im Frühjahr einen Reiz, welchen der Städter, der um diese Zeit die Mauern der Stadt mit der Hecke der Landwohnung noch nie vertauscht hat, gar nicht kennt. Die traurige Stille des Winters, die nur durch den einförmigen Schlag des Dreschflegels unterbrochen ward, ist mit dem Schnee gewichen und hat einem bunten Leben Platz gemacht. Hier springen junge Ziegen meckernd in possierlichen Sprüngen herum, dort treiben kleine Schweinchen, in der Jugend so reinliche und schmucke Thierchen, ihr muntres Spiel um die alte grunzende Sau, bald eilen sie im Wettlauf von einem Ende des Hofs zum andern, bald gehen sie langsam und bedächtig mit der Mutter spaziren. Auf dem Düngerhaufen liegt ein bunt gezeichnetes Kälbchen, noch immer kaut es an der schon lang genossenen Nahrung, und durch sein Blöken giebt es sein Verlangen nach der auf der Weide verweilenden Mutter kund. Dort endlich kehrt aus dem Grasgarten eine junge Gänse-

familie unter dem Schutz der Eltern zurück, welche, sonst so furchtsam, jetzt von der Liebe zu den Jungen getrieben, muthig unter beständigem Zischen jedem Feind entgegen gehen und selbst den Angriff des Menschen nicht scheuen.

Aber sollte auch das eine oder andere dieser Hausthiere fehlen, gewiss findest du über Hof und Garten verbreitet die Hühner, die Lieblinge der geschäftigen Hausfrau. Doch da tritt sie eben selbst aus der Hausthür mit einem Gefäss in der Hand, und während sie Futter streut, ruft sie mit langgedehntem Rufe die Hühner herzu. Augenblicklich kommen sie aus dem Hof und Stall gelaufen, Alt und Jung; sie überzählt sie, noch fehlen einige, da ruft sie noch einmal und stärker, und jetzt kehren die letzten Nachzügler von einem weitern Ausflug über die Gartenhecke zurück. — Nun sind alle beisammen, und während sie die Körnchen unermüdet aufpicken, kannst du ihren Bau und ihre Farbe gemächlich in Augenschein nehmen. Alle haben einen mehr hohen als breiten Körper und einen mässig langen Hals; der etwas gebogene Schnabel trägt als Zierde oben einen rothen fleischigen Kamm und unten ähnliche Lappen. Die kurzen Flügel sind zum Fliegen nicht sehr geeignet, nur selten bedienen sie sich derselben, sondern machen lieber von den kräftigen, vierzehigen Füssen Gebrauch, und unterstützen, wie du bei ihrem Herankommen schon bemerkt haben wirst, deren Behendigkeit durch eifriges Rudern mit den Flügeln. So übereinstimmend die Gestalt ist, so mannichfaltig ist die Zeichnung der Federn. Hier steht eine weisse Henne, gleich neben ihr eine rabenschwarze, dort eine von derselben Farbe, aber um den Hals mit einem goldnen Federring geschmückt, dort eine gelbe mit schwarzen Tupfen, dort eine ganz bunt gezeichnete, hier eine, deren Füsse bis zu den Zehen hinab bekleidet sind, daneben eine mit einer hübschen Holle, dort gar eine ohne Schwanz.

Doch vor allen zeichnet sich der Hahn aus; est ist nur einer da, denn die Hühner gehören zu den wenigen Vögeln, die nicht paarweis leben, sondern ein Hahn ist der Wächter und Gebieter einer grössern Schaar. Sein Körperbau ist kräftiger, sein Kamm viel grösser, sein Schwanz lang und zierlich gebogen, seine Federn spielen in den schönsten Metallfarben. Er scheint

aber auch seinen Vorzug und seine Würde gar wohl zu kennen; denn wie gut versteht er es, sich in die Brust zu werfen! wie gravitätisch hebt er den Fuss, und wie majestätisch schaut er auf seine Unterthanen! Doch über seinem Stolz vergisst er die Pflichten gegen sein Volk nicht. Dasselbe ist trotz seines beständigen Umgangs mit Menschen schüchtern, ja schüchterner als die Taube, denn diese selbst entschliesst sich leichter, auf die Hand des Herrn herabzufliegen und daraus ihr Futter zu holen. Sobald Gefahr droht, warnt der Hahn durch sein Geschrei; findet er ein Körnchen, so verzehrt er es selten selbst, meist ruft er mit lockendem Ton die Hühner herbei, um einer von ihnen den Fund mitzutheilen. Kaum hat die Sonne mit ihren letzten Strahlen Abschied genommen, so eilt er mit den Seinigen die Steige hinauf ins Hühnerhaus, wo jedes sich ein Plätzchen zum Schlafen sucht. Sie verachten jedoch ein weiches Bett, und lassen sich auf langen Stangen dicht neben einander nieder. Oft kommt nun eine erst an, wenn eine Stange schon dicht besetzt ist, und doch will sie nicht allein auf einer zweiten Platz nehmen. Auf gut Glück fliegt sie daher zur Stange hinauf, oft auf die andern drauf und drängt eine grössere Anzahl hinab. Diese machen nun denselben Versuch, und der Kampf dauert unter anhaltendem Geschrei fort, bis endlich alle noch enger aneinander gerückt ein Plätzchen gefunden haben. Ihr Schlaf dauert nicht lange, schon kurz nach Mitternacht werden sie wieder munter, und der Hahn lässt seinen ersten Morgenruf erschallen; je mehr die Dämmerung neues Licht verbreitet, desto öfter wiederholt er ihn. So wird er der Wächter des ganzen Hofs, denn sobald der Landmann diesen Ruf vernimmt, erhebt er sich von seinem Lager und eilt noch vor dem Erscheinen der ersten Sonnenstrahlen an seine Arbeit.

Der Hahn bewacht aber auch alle seine Rechte mit Eifersucht und sucht sie sich durch Muth zu bewahren. Ist der Hof klein, so duldet er keinen andern neben sich; ist er gross, so nimmt er einen Theil davon für sich und sein Gefolge in Anspruch. Sieht er, dass ein Fremdling sich in sein Gebiet eingeschlichen hat, dann läuft er aufgebracht hin und her, sträubt seine Federn empor, hebt seine Flügel und eilt auf den Gegner zu. Der fremde Hahn zieht sich, wenn er sich nur wider Willen in das

fremde Gebiet verirrt hat, sogleich zurück; wenn er aber von Eroberungsplänen getrieben wird, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod; jeder will siegen, keiner das Schlachtfeld meiden. Wüthend springen sie an einander in die Höhe, beissen mit ihren Schnäbeln, kratzen mit ihren Füssen und führen mit den Flügeln gewaltige Schläge. Sind beide Kämpfer ermattet, dann schliessen sie stillschweigend einen Waffenstillstand, denn beide ziehen sich vom Kampfplatz zurück; aber immer behalten sie einander im Auge, und bald beginnt der Zweikampf von Neuem, und endet nicht eher, als der Eindringling vertrieben oder getödtet, oder der rechtmässige Gebieter des Platzes selbst erlegen ist. — Diese furchtbare Eifersucht haben manche Völker seit Jahrhunderten zu einem grausamen Schauspiel benutzt. Die Hahnenkämpfe gehören besonders in England, Indien und China zu den allgemeinen Volksbelustigungen. Die grössten und muthigsten Hähne werden dazu gewählt und auf einen engen Platz zusammengebracht. Die Menschenmassen drängen sich herum, feuern die Kämpfer durch Schreien an, wetten um bedeutende Summen, welcher von beiden Sieger bleiben werde, und je mehr die armen Thiere sich zerfleischen, um so mehr freuen sie sich. Ja um den Kampf recht blutig zu machen, befestigen sie an den Füssen der Streiter eiserne Spitzen.

Alle Vögel legen jährlich nur so viel Eier, als sie ausbrüten, so die Taube jedeswal 2, die Rebhühner 20 und mehr. Anders macht es die Henne; sie brütet nicht jedes Jahr, und doch ist sie auch dann noch so fleissig im Eierlegen, dass sie drei Vierteljahre hindurch einen Tag um den andern ein Ei in die Wirthschaftskammer liefert. Damit die Hühner ihre Eier nicht bald dahin bald dorthin tragen, macht ihnen die Hausfrau eine Anzahl Nester zurecht, und die meisten gewöhnen sich daran, ihr Ei jedesmal in ein bestimmtes Nest zu tragen. Doch giebt es auch ungezogene darunter, denen ein anderes Plätzchen besser gefällt; dort bereiten sie sich ein kunstloses Nest und speichern oft bedeutende Vorräthe auf. Indess können sie die Hausfrau doch auf die Länge der Zeit nicht täuschen; denn die Anzahl der Eier, welche sie zur Bereitung der Speisen so nothwendig braucht, bleibt bald hinter ihrer Erwartung zurück. Sie sucht

die Schuldige zu entdecken, und das wird ihr nicht schwer, die Hühner verrathen sich gewöhnlich selbst. Sobald sie ein Ei gelegt haben, pflegen sie die That, wenn sie das Nest verlassen, durch Gackern der Welt zu verkündigen. Hört dies die Hausfrau, so eilt sie herzu, und sieht sie die Henne auf verbotenen Wegen herabkommen, so wird augenblicklich nachgespürt, der Vorrath weggenommen, die Henne aber zur Strafe einige Tage eingesperrt.

Wenn eine Henne brüten will, zeigt sie dies durch einen eigenthümlichen Ton, das Glucken, an; die Hausfrau bereitet ihr an einem stillen Ort ein Nest und übergiebt ihr 12 — 15 Eier. Auf diesen sitzt die Henne 3 — 4 Wochen, und ist so eifrig in ihrem Geschäft, dass sie nur des Morgens wenige Minuten sich gönnt, um Nahrung zu sich zu nehmen. Nachdem sie die angegebene Zeit über so zurückgezogen gelebt hat, wird sie erlöst; ein Hühnchen nach dem andern steckt sein Schnäbelchen aus seiner weissen Hülle hervor und schlüpft allmälig ganz aus derselben. Nur wenige Eier bleiben ganz unverändert; um zu prüfen, ob auch aus diesen noch ein Küchelchen auskriechen werde, legt die sorgsame Hausfrau sie in ein Gefäss mit warmem Wasser. Schwimmt das Ei auf dem Wasser, dann weiss sie gleich, dass darin ein Hühnchen lebt, das in dem weissen Schiffchen im Wasser umherschwimmt; sinkt es aber unter, dann ist das Ei verdorben und wird weggeworfen.

Aber wie sind die Küchelchen so ganz verschieden von der Mutter! sie scheinen ja nicht mit Federn, sondern mit dünnen Härchen bedeckt zu sein. Doch es scheint nur so, es sind wirkliche Federn. Alle Vögel haben ein doppeltes Kleid, ein Oberkleid und ein Unterkleid; das erstere besteht aus den grossen, härteren, bunt gefärbten Federn, das letztere aus kurzen, weichen, grauen oder weissen Federchen, die unter dem Oberkleid ganz verborgen sind. Das letztere, das der Mensch den Gänsen jährlich einigemal raubt, um sich ein warmes Bett zu bereiten, ziehen alle kleine Vögelchen zuerst an, und wenn sie erst mehrere Wochen alt sind, kommt das Oberkleid zum Vorschein.

Die kleinen Hühnchen bleiben nicht gern lange im warmen Bett, sondern gleich in den ersten Tagen wollen sie mit der

Mutter spazieren gehen; so machen es alle Vögel, welche vorzugsweise auf der Erde und auf dem Wasser leben, und man nennt sie darum Nestflüchter. Andere Vögel aber, die ein kunstvolles Nest meist auf den Bäumen und Felsen bauen, tragen ihren Jungen die Nahrung mehrere Wochen lang zu, bis sie fliegen können, und werden deshalb Nesthocker genannt. Die Henne also führt ihre Jungen bald aus an solche Orte, wo sie Nahrung für sie findet, und lehrt sie selbst darnach suchen. Da scharrt sie mit ungemeiner Behendigkeit in lockerer Erde oder im Dünger, und so oft sie ein Körnchen findet, lockt sie die junge Schaar und überlässt es ihr. Der Unterricht der Mutter hat bald seine Wirkung; schon nach wenigen Tagen ahmen die Thierchen mit ihren kleinen Beinchen die Bewegungen der Mutter recht geschickt nach, und ihr volles Kröpfchen zeigt dir, dass sie so manches Korn und so manches kleine Insekt oder Würmchen gefunden haben. Wenn irgend ein Feind naht, dann geht die besorgte Mutter muthig demselben entgegen und weiss durch Beissen und Flügelschläge ihn zu vertreiben. Sind die Küchelchen ermüdet oder frieren sie, so zeigen sie es durch einen klagenden Ton der Mutter an. Diese versteht ihn und setzt sich, und in wenigen Augenblicken sind die Kleinen unter ihren Flügeln verschwunden. Du würdest kaum glauben, dass die ganze Schaar von zwölf und mehr darunter Platz hätte, wenn nicht hie und da ein Köpfchen mit zutraulichem Auge daraus hervorguckte und durch sein Stimmchen ankündigte, wie sehr ihm sein Aufenthalt behage. Wenn eine Henne stirbt, die Küchelchen hat, steckt man diese meist unter die Kleinen einer andern; aber die Hühner sind gewöhnlich schlechte Stiefmütter, sie erkennen bald die Fremden, vernachlässigen und hacken sie. Ja sie wüthen nicht selten gegen ihre eigenen Jungen, namentlich wenn sie einige Farben haben, die sie nicht leiden können.

Oft wird der armen Henne viel zugemuthet; sie muss Enteneier statt ihrer eigenen ausbrüten, und sie thut das mit der nämlichen Sorgfalt. Wenn sie nun aber die jungen Enten ausführt, da naht sie einem Teich, und zu ihrem Schreck geht ein Entchen nach dem andern hinein, bis endlich die arme Henne allein am Ufer zurückgeblieben ist, ängstlich hin und her läuft

und sie durch ihr Locken zurückrufen will. Fällt euch dabei nicht das Gedicht von Gellert ein, worin er diese Angst der Henne so schön schildert? — Nun will ich euch zum Schluss noch etwas erzählen von einer Art Hühner, welche ihr den Namen nach schon kennt, nämlich von den Zinshühnern. Nicht als ob diese durch ihre Gestalt oder Farbe sich vor den andern besonders auszeichneten, sie sind im Gegentheile meist so mager, dass sie zu dem bekannten Sprüchwort Anlass gegeben haben; aber sie erinnern uns an einen alten Gebrauch unserer Vorfahren. Zu den Zeiten, als die deutschen Auen vor Räubern und Raubrittern nicht sicher waren, konnten die armen Bauern ihre Felder vor Plünderung nicht sichern. Da wandten sie sich an vornehme Herren und baten diese um ihren Schutz; den erhielten sie auch gewährt, und mussten dafür, wie billig, eine kleine Abgabe entrichten. Nun war aber das Geld damals noch selten, und was war da wohl natürlicher, als dass die Bauern diesen Herren etwas gaben, was sie stets hatten, nämlich Getreide, Hühner, Gänse und dergleichen mehr. Diese Zinshühner bekamen verschiedene Namen nach den Gegenständen, wofür sie gegeben wurden, als Wald- und Buschhühner, oder nach den Terminen, an welchen sie entrichtet werden mussten, wie Martins-, Weihnachts-, Osterhühner. In manchen Gegenden werden diese Abgaben noch jetzt entrichtet, in anderen haben die Bauern den Herren eine gewisse Geldsumme gezahlt und sind nun für immer von dieser Abgabe frei.

---

70. Der Sperling.

Den ganzen lieben Tag treibt sich doch der Spatz auf den Gassen und Landstrassen umher! Wie er sich dort im Staube badet und mit den Flügeln darein schlägt! Hat es geregnet, so geht es durch dick und dünn; mögen die schmutzig fleischfarbenen Füße auch noch schmutziger werden, mag der graue Kittel auch Staub- und Dreckflecke bekommen; er denkt so wenig daran, wie der Gassenbube! Von den Wirthshäusern kommt er jetzt gar nicht fort. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend nimmt er den Hüh-

nern, den Tauben wie den Gänsen das Futter vor der Nase weg. Der Hausknecht und die Stallmagd werden froh sein, wenn es erst wieder Kirschen auf den Bäumen giebt. Was er jetzt für einen langen Hals macht, wie er die diebischen, langen Augen listig und pfiffig iu seinem dicken Kopf drehet. Keck steht er da, Kopf und Schwanz in die Höhe gerichtet, die Flügel nachlässig herabhängend. Gewiß will er schon wieder einen Streich ausführen und wartet nur, bis die Magd fortgegangen ist, die eben den Tauben Futter hingestreuet hat. Vor den Tauben fürchtet er sich nicht, machen ihm doch selbst die großen Gänse keine Bange. Es scheint, als ob alle seinen losen Schnabel und seinen schwarzen Bart, der unter den Augen hin bis zu den beiden Ohren läuft, fürchteten. Da ist er schon mitten unter den friedlichen Tauben, als ob er das größte Recht dazu hätte. Wie vorsichtig er um einen Waizenhalm herumgeht, den ein Knabe aus dem Wirthshause mit Vogelleim bestrichen hat, um ihn zu fangen. Der verdächtige Halm ist seinem Scharfblick nicht entgangen. Da kommt der Knabe leise heran. „Du mußt früher aufstehen,“ denkt der Spatz, und dahin fliegt er, hält es aber nicht der Mühe werth, weit fortzufliegen. Im nahen Baume hat er sich niedergelassen, und spottend ruft er dem Knaben sein Dieb! Dieb! Schilp! Schilp! zu. Verdrießlich ist dieser wieder fortgegangen, aber unser Gerstendieb ist keineswegs gesonnen, nicht wiederzukommen. Zwillich! Zwillich! ertönt es jetzt in einem fort aus dem Baume, und eine ganze Bande seiner Kameraden, welche diese Spitzbubensprache gar wohl versteht, kommt heran. Einer fliegt nach dem Andern herbei, und werden sie auch vertrieben, sie kommen immer wieder. „Beharrlichkeit führt zum Siege,“ denken sie, und Scham und Empfindlichkeit ist ihre schwache Seite eben nicht. Dabei ist ihnen jedes Futter recht; wählerisch sind sie gar nicht. Sämereien und junge Pflänzchen, Beeren und Raupen, Käfer und Schmetterlinge, Heuschrecken und Larven, Getreide und Erbsen, Reifes und Unreifes, Alles schnabelirt der Sperling, wo er es findet, auf dem Miste oder auf der Strasse, in den Gärten oder auf den Feldern, und da er keine Gespensterfurcht kennt, so helfen alle Scheuchen nichts; er ist so dreist, daß er sich sogar auf den Hut der ausgestopften Strohpuppe setzt, die im Kirschbaume hängt, um ihn zu verscheuchen,

Höhnend sitzt er da und läßt sich vom Winde lustig hin und her schaukeln. Seine Unverschämtheit und Frechheit geht so weit, daß er selbst dann ruhig auf dem Kirschbaume sitzen bleibt, wenn der Eigenthümer hinaufgestiegen ist, um Kirschen abzunehmen. Als wollte er mit demselben über das Mein und Dein sich aus einander setzen, hüpft er ruhig von einem Zweige zum andern, rings um den Eigenthümer herum, und so sehr auch dieser schimpft und in vollem Rechte zu sein behauptet, er macht sich kein Gewissen daraus, ihm dabei die besten und süßesten Kirschen vor den Augen wegzustibitzen, und denkt gar nicht daran, jetzt etwas anderes als Kirschen zu genießen. Welcher Religion er angehört, das weiß man so eigentlich nicht. Aber so viel steht fest, ein Muhamedaner ist er sicherlich nicht, denn er liebt den Wein über Alles, und ist ein so guter Weinkenner, daß er überall den besten und süßesten herauszufinden weiß. Das Stehlen scheint ihm wirklich angeboren zu sein, worüber man sich bei denen nicht wundern kann, die das Licht der Welt in einem gestohlenen Neste erblickt haben. Die Schwalbe weiß manches Lied davon zu singen. Es ist nämlich dem faulen Wicht oft zu langweilig, Zeit und Mühe auf das Bauen eines Nestes zu verwenden. Kann er sich daher in den Besitz eines Schwalbennestes setzen, so thut er dieß nicht mehr als gern, so viel Fleiß und Kunst die Schwalbe auch darauf verwandt haben mag. Ist er genöthigt, selbst ein Nest zu bauen, so sieht man es diesem auch an, mit welcher Unlust er an die Arbeit gegangen ist, und wie leicht er es sich gemacht hat. Stroh und Heu, Federn und Haare, Papierschnitzel und Läppchen, was ihm vorkommt, nimmt er zum Baumaterial, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Kaum haben sie das Ei verlassen, so zeigen sie auch schon einen solchen Heißhunger, daß sie die Zeit gar nicht abwarten können, bis ihnen Futter gebracht wird. Voll Ungeduld biegen sie sich oft so weit zum Neste heraus, daß sie herabstürzen und sich todt fallen. Singen lernen sie im Leben nicht, aber Spektakelmachen desto mehr. Treng, dell, dell, schilk, demm, derr! so geht es oft eine ganze Stunde fort, besonders vor dem Schlafengehen. Das ist dann ein entsetzlicher Lärm, ein Geschrei durch einander, wie es kein Vogel vollführt. Vom Wandern ist der Spatz auch kein Freund; er stirbt am liebsten da, wo er ge-

boren ist. Aber das Sprüchwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ hat er nur zur Hälfte gelernt, und am liebsten hält er sich da auf, wo das meiste Getreide wächst und der Boden am fruchtbarsten ist. In verwilderten, einsamen Gegenden findet er sich nicht, da giebt es nichts für seinen Schnabel. Nun, macht er es nur nicht gar zu arg, so kann man ihm schon ein Körnchen im Halm, eine Beere in der Traube und eine Kirsche vom Baume gönnen. So viel ist übrig. Der liebe Gott hat schon dafür gesorgt, daß dem Spätzlein auch sein Theil noch abfallen kann.

---

71. Das Samenkorn.

Wenn du in den Ostertagen dein buntes Ei verzehrst, so merkst du gewiß, daß ein Ei aus drei Theilen besteht, aus der Schale, dem Eiweiß und dem Dotter. Aber auch jede deiner bunten Bohnen, welche dir die Mutter vor Ostern in den Winterabenden zum Spielen gab, enthält, wie das Ei, drei Stücke. Willst du nachsehen, so lege sie nur einige Tage in's Wasser, und du wirst Schale, Samenlappen und Keimchen deutlich unterscheiden können. — Bleibt das Ei im Neste liegen, so wird aus dem Dotter desselben durch die Wärme der brütenden Mutter ein junger Vogel, und nistet sich das Samenkorn in die Erde, so brütet der warme Sonnenstrahl aus dem Keimchen eine junge Pflanze. Beide haben in der Schale, die wie ein eng umschließendes Gewand sie umhüllt und schützt, schon Nahrung zu sich genommen, bevor sie das Tageslicht erblicken; der Vogel verzehrt das weiche Eiweiß und das Keimchen zehrt an den mehligen Samenläppchen. Könntest du dem Ei das Eiweiß nehmen, so würde der Vogel sterben, ehe er aus der Schale hervorkommt, und nähmest du dem Keimchen die Samenlappen, wie dieß das Würmlein zuweilen thut, so müßte es ebenfalls zu Grunde gehen. Es wäre, als ob beiden die Muttermilch genommen würde, wovon sie auch nicht ein Tröpflein überflüssig haben; denn wie Sonne, Mond und Sterne auf der großen Weltenwage abgewogen sind, so ist auch jedem Ei und jedem Samenkorn Alles in richtigem Maße zugemessen worden. Hat sich der Vogel an dem Eiweiß gekräftigt, so durchbricht er mit dem Schna-

bel die harte Schale, und fliegt befreit nach oben in die Lüfte; das Keimchen kommt auch wohl zu seiner Zeit aus der Schale heraus, aber kann nicht mit dem Vogel fort, sondern muß an seiner Geburtsstätte bleiben. Es besteht nämlich aus zwei Theilen, dem Würzelchen und dem Federchen. Das Federchen möchte gar zu gerne mit nach oben, und schaut auch bald aus der dunklen Erde heraus wie ein junger Vogel aus seinem Neste, aber je mehr es sich anstrengt in die Höhe zu kommen und je kühner es sich über die Erde emporhebt, je mehr strengt sich auch das Würzelchen an, in die Erde hinabzusteigen, und wenn jenes endlich rings um sich herum Arme in die Luft ausstreckt, als wollte es Hülfe suchen, so breitet auch das Würzelchen Arme nach links und rechts in die Erde aus, um sich immer fester und fester anklammern zu können. Es hilft nichts, so groß und stark auch das Federchen nach und nach zu werden sucht, es muß an dem Orte, wo es geboren ist, leben und sterben, denn es wird mit hundert Seilen festgehalten, und während der Vogel bald hier, bald dort seine Mahlzeit halten kann, muß unser Pflänzchen seine Nahrung immer auf derselben Stelle zu sich nehmen und kann auch nicht einen einzigen Schritt weit nach Nahrung gehen. Du magst das Samenkorn in die Erde legen wie du willst, immer weiß das Würzelchen seinen Weg nach unten zu finden, und wird es daran gehindert, so biegt und krümmt es sich so lange, bis es ungestört seinem Triebe in die Tiefe folgen kann. Es ist aber recht gut, daß es dieß so von selbst thut. Denke nur, wann sollte der Säemann mit Säen fertig werden, wenn er erst jedes Samenkorn gehörig zurecht legen müßte!

Aber wie kann denn das Keimchen seine Schale durchbrechen, da es doch keinen Schnabel hat wie der Vogel? Dazu kommt ihm die Hülfe vom Himmel herab. — Wenn es nämlich so da liegt in der dunkeln Erde, ohne zu wissen, was über ihm vorgeht, so entsteigen einem fernen Meere Tausende von Wasserbläschen. Diese schwingen sich hoch in die Luft, sammeln sich dort zu einem dichten Gewölk an und werden dann vom Winde weit hin über Länder und Berge ausgesandt, bis sie auch über unserm in der Erde schlummernden Körnlein ankommen. Hier wird dem Gewölke Stillstand geboten und es schickt nun tausend Tropfen Regen zur Erde

hinab. Die Regentropfen suchen unser Körnchen auf, und es saugt sie mit solchem Wohlgefallen in sich ein, als ob es schon lange darauf gewartet hätte. Alsbald dehnen sich seine Samenläppchen wie ein angefeuchteter Schwamm aus, zersprengen die Hülle und öffnen so dem Keimchen die Thür zum Herausschlüpfen. Wenn du daher nach einem warmen Frühlingsregen über die kahlen Felder gehst, so wird unter deinen Füßen wie in einer geheimen Werkstatt gearbeitet, Tausende von Thüren werden da geöffnet, ganz still und geräuschlos, ohne daß du etwas davon merkst.

Hast du eine Bohne recht genau angesehen, so wirst du sicherlich auch bemerkt haben, daß auf der einen Kante derselben eine kleine Vertiefung ist, die man Narbe nennt. Hierher gieng, als die Bohne noch im Innern ihrer grünen, langen Schote lag, ein kleines Stielchen. Dieses Stielchen verband nicht nur die Bohne mit der innern Kantenseite der Schote, sondern ließ ihr auch die Nahrung zufließen, welche die Erde dem Stengel und dieser wieder der Schote täglich zuschickte. Die Bohne sog nun mittelst der Narbe so lange an dem Stielchen, bis sie ihr bleiches Aussehen verloren hatte, zum Keimen reif war und der Schote nicht mehr bedurfte. Da löste sich das Stielchen von dem saugenden Munde ab, die Schote öffnete ihre beiden Thorflügel und entließ die Bohne in's Freie. Treulich hatte sie auch jedes Lüftchen abgehalten und so lange das ihr anvertraute Kind geschützt, bis es ihres Schutzes nicht mehr bedurfte.

So wie die Bohne bis zu ihrer Reife zum Schutz eine Schote erhält, so liegt auch keines der übrigen Samenkörner nackt und blos da, denn würde es beschädigt, so würde ja keine Pflanze daraus. Siehe den Apfel. — Seine Kerne liegen mitten in seinem Innern verborgen, umhüllt von einer Schale und von saftigem Pflanzenfleisch. Jedes Körnlein hat eine besondere Stube, und sind es ihrer fünf, so hat auch das Gehäuse des Apfels fünf Stuben. Die Fleischhülle ist genießbar, und die Kinder sind recht dahinter her; aber sie darf nicht eher wohlschmeckend werden, als bis die Körnlein im Innern ihre Reife erlangt haben, und wenn ein ungeduldiges Kind dieses nicht abwarten will, so nimmt der Apfel Rache an ihm für seine Kinder und macht es krank. — Die Kirschen und Pflaumen machen es eben so, ja sie haben noch über-

dieß ihre Körner in eine steinharte Schale eingebettet, die nicht leicht zu zersprengen ist. Die Kastanie hat sich sogar mit spitzigen Stacheln bewaffnet, welche nach allen Seiten hin die Hand des Feindes drohend abwehren wollen. Wie bleich und krank sehen aber auch ihre Kinder aus, wenn du sie, der warnenden Stacheln ungeachtet, vor ihrer Reife herausnimmst; wie glänzend und gesund dagegen, wenn du abwartest, bis die Schale sich von selbst aufthut!

Der Tannenzapfen behält seine lieben Körnlein den ganzen Winter hindurch bei sich. Harzige Holzschuppen reihen sich um den Zapfen, wie die Schiefer um einen Thurm. Eine bedeckt zur Hälfte die andere, und diese wieder die folgende. Unter jeder solchen Schuppe liegen nun ein Paar Samenkörner, und die dichte Lage der Schuppen, so wie ihr harziges Wesen läßt weder Regen noch Schnee, weder Kälte noch Wind hindurch. Kommt aber der Frühling, so richten sich alle in die Höhe. Aus hundert Thoren fliegen die Samenkörner wohlerhalten heraus, und da jedem ein Flügelchen wuchs, so kann sie der Wind über Berg und Thal hinweg treiben.

Wie der Tannensamen, so verläßt auch der Samen der meisten andern Pflanzen seine Heimathsstätte, sobald er dazu reif geworden ist, und da die samentragende Pflanze nicht von ihrer Stelle kann, ihre Kinder aber gern in die weite Welt wollen, so sind dieser Wanderlust zu lieb manche Reisevorkehrungen getroffen. Viele Samenkörner haben wie der Tannensamen Flügel und nehmen ihren Flug bald nach einem steilen Felsen, bald auf eine Mauer, bald über den Zaun hinweg in den Garten des Nachbars. Andere dagegen reisen nicht mit Flügeln wie die Vögel, sondern steuern wie Luftschiffer umher. Diese haben an der Spitze ihrer Samenhaut ein Stielchen, worauf ein kleiner, runder Schirm von weißen Fäden ausgespannt ist, wie du dieß bei dem Löwenzahn, dem Wiesenbocksbart und dergleichen Pflanzen sehen kannst. Der leiseste Lufthauch hebt das Schirmchen mit dem Samenkorn von der Pflanze ab in die Höhe, treibt unsern Luftschiffer selbst über Flüsse hinweg und läßt ihn an seinem Fallschirm stets so regelrecht nieder, daß der Schirm gewiß nie zu unterst kommt. Noch andere sind in einer kugelrunden Kapsel eingeschlossen. Diese

löst sich zur Zeit der Reife vom Stengel los, rollt vom Winde getrieben so lange fort, bis sie irgendwo anhält. Oeffnet sie sich, so spazieren unsere Reisenden aus ihrem Wagen an einem ganz fremden Orte wohlgemuth heraus. — Auch ohne solche Reisegelegenheiten verbreiten sich die Samenkörner weiter. Im Herbst nämlich, wo die Zeit des Wanderns für die Vögel und Samenkörner eintritt, wird auch der Wind am reiselustigsten. Da raschelt er durch Busch und Baum mit solcher Schnelligkeit, als wollte er Alles mit sich fortreißen. Zitternd steht der Baum da, seine Zweige schwingen sich weit hin, rechts und links, und siehe, er selbst streut nun wie ein riesiger Säemann den Samen in den weitesten Kreisen rings um sich her aus.

Aber nicht blos zu Lande und in der Luft machen unsere Samenkörner Reisen, sondern auch zu Wasser. — Wie manches Samenkörnlein nehmen die Flüsse auf, und setzen es oft erst weit von dem Orte, wo es sich einschiffte, wieder an's Land. Selbst über den großen atlantischen Ocean hinweg, von Amerika nach Europa, kommen alljährlich solche Reisende, und landen unbemerkt an den Küsten von Schweden und Norwegen. — Gar oft begegnet der Kaufmann, der mit seinem Schiffe im großen Weltmeer steuert, einer auf der Reise begriffenen Kokosnuß, die in den Wellen des Meeres auf- und nieder tanzt. Lange sieht er ihr nach und erfreut sich an ihrer Fahrt, bis sie endlich seinen Blicken entschwindet. Sie hat auch ihr Ziel. Eine brausende Woge wirft sie auf eine kleine, noch waldlose Felseninsel, und ehe ein Jahr vergeht, ist die harte Schale zersprengt. Ein kleiner Palmbaum sproßt aus der dünnen Erdschicht, der größer wird, Frucht bringt und endlich die ganze Insel bewaldet. Und wenn nun nach Jahren der herangewachsene Sohn unsers Kaufmanns in die Nähe dieser Insel kommt, und der Sturm sein Schiff daselbst zerschellt, daß er weiter nichts rettet, als das nackte Leben, das er schwimmend nach der Insel trägt, so ist es dann der Palmenwald jener Kokosnuß, der die Unglücklichen schützt vor den brennenden Sonnenstrahlen, der ihn täglich mit seinen Früchten speist, bis ein rettendes Schiff ihn aufnimmt und zu seinen trostlos harrenden Kindern zurück bringt. Lange hatte sein Vater der tanzenden Nuß mit Wohlge-

fallen nachgesehen, aber nicht geahnt, daß sie dahin eile, um seinem Sohne dereinst das Leben zu retten.

So fliegt auch der Vogel dahin, hoch über deinem Haupte, und du weißt es nicht, welche Wege ihm aufgetragen sind. In seinem Magen birgt er unverdaulichen Samen genießbarer Beeren, und indem er diesen auf einer noch unbebauten Stelle der Erde unversehrt wieder von sich giebt, wird er der erste Gärtner von einem sich weitverbreitenden, fruchttragenden Gesträuche, woran sich dann der müde Wanderer labt.

Nun vernimm auch noch, wie ängstlich die Blüthe besorgt ist, daß sie bei der Entstehung des Samenkorns nichts versieht. Um das hohe Pistill der Blüthen stehen in engen Kreisen kleine Fäden, die an ihrer Spitze ein Beutelchen tragen, worauf der Samenstaub sitzt. Es kommt nun Alles darauf an, daß Wind und Regen diesen Staub nicht verwehen; denn kommt er nicht in das Pistill, so bleibt die Pflanze auch ohne Samen. Ist daher der Himmel trübe, regnet und windet es, so schlagen die Blüthen ihre Blätter wie einen Mantel um Pistill und Staubfäden herum und öffnen ihn nicht eher, bis der Himmel wieder blau und heiter hinein schauen kann. Einige Blüthen haben Pfleglinge, welche den heißen Sonnenstrahl nicht vertragen können, und diese schließen sich, sobald es Mittag wird. Ihre Bewohner ruhen dann im Schatten eines bunten Zeltes, bis die Hitze wieder nachläßt. — Siehest du die Blüthenblätter von den Pflanzen schwinden, so kannst du gewiß sein, daß die Geburtszeit der Samenkörner vorüber ist. Früher verlassen sie die Pflanzen nicht. Wohl prangen sie mit den schönsten Farben und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und mit Recht räumt ihnen der Mensch an seinen Fest- und Ehrentagen den besten Platz ein. Aber ihre eigentliche Bestimmung ist nicht zu prangen, sondern der anvertrauten Pfleglinge zu warten.

Siehe, mit welcher Güte und Sorge der Vater im Himmel das Samenkorn beachtet, daß nichts ihm fehlt, — sollte er der Menschen weniger gedenken? und dennoch ist der Noth und des Elends viel in der Menschenwelt, bei Einzelnen, wie bei ganzen Völkern; aber sage nur nicht, daß das G o t t e s Ordnung sei! An der Pflanze des Feldes schaust du sie wohl. Unbewußt hat sie dieselbe seit Anbeginn der Welt inne gehalten und ist von ihr eben so wenig abge-

wichen, als die Sonne von ihrer Bahn. Aber was die Pflanze unbewußt thut, soll der Mensch mit Freiheit thun lernen, und unter der Leitung des Vaters im Himmel wird die Zeit kommen, wo seine Ordnung auch ganz ungestört in der Menschenwelt waltet.

---

72. Der Kukuk,

ein dunkelaschgrauer, mit rundlichem, schwachem, mässig gebogenem Schnabel und einem schwarzen, weiss gefleckten, stufigen Schwanz versehener Vogel, kommt auch als besuchender Gast im Frühling und Sommer in alle unsere Gegenden und ist deshalb überall bekannt.

Dieser kann recht als ein Beispiel dienen, wie sich die Vorsehung alles Verlassenen und Verwaisten in der Welt, und wäre es auch nur eine Goldkäferlarve oder ein junger Kukuk, so reichlich annimmt und für dasselbe sorgt. Das Weibchen, das seine Eier in langen Absätzen, etwa alle Wochen nur eines legt, kann diese nicht selber brüten, sondern legt sie in die Nester kleinerer Vögel; aber diese freuen sich nicht nur sehr darüber, sondern brüten das Ei auch sorgfältig aus und füttern das ausgekrochene Junge gross. Und wenn dann so ein junger Kukuk, der jetzt noch mehr Speise bedarf als vorher, aus seinem Neste ausgeflogen ist und vor Hunger auf einem Baume oder Busche schreit, da bringt ihm jeder kleine Vogel, der in der Nähe ist (nicht blos seine Pflegeältern) Futter getragen; der eine steckt dem kleinen Waisen eine Fliege, der andere einen Schmetterling, der dritte einen Käfer oder ein Würmchen in den Schnabel, so dass er diesen fast nicht oft genug aufsperren kann und gar nicht weiss, zu welchem von den vor Freude um ihn schreienden, pflegelustigen Vögelchen, die in Schaaren um ihn herfliegen, er sich zuerst wenden soll. So wird gerade das scheinbar Verlassenste in der That am reichlichsten versorgt, und der Mensch will das doch so oft nicht glauben.

---

73. Der Specht

führt ein gar mühseliges Leben. Mit seinen Füssen, die Kletterfüsse sind, indem 2 Zehen an ihnen vor-, 2 rückwärts gekehrt stehen, klettert er, mit dem Kopf bald nach oben, bald nach unten gekehrt, an den Bäumen auf und nieder, klopft mit dem geraden, eckigen, keilförmig zulaufenden Schnabel an allen an, und hört er am Klange, dass der Baum gesund ist, so fliegt er weiter; merkt er aber, dass er inwendig von Würmern angefressen ist, so fängt er gleich an, da einzuschlagen und bohrt nun oft ein so tiefes Loch bis dahin, wo die Würmer, die er so gerne frisst, sitzen, hinein, dass die eine, grosse Art in einem Tage wohl einen Metzen Späne herauswirft und oft so müde bei der sauern Arbeit wird, dass sie dabei sogar mit dem Kopfe nach unten hängend, einschläft.

Die Spechte legen ihre wenigen Eier in einen hohlen Baum, den sie sich selber dazu ausgehöhlt haben. Sie sind zum Theil unter einander selber neidische Vögel, die ihres Gleichen nicht gern in der Nähe leiden. Freilich giebt es auch nicht viel solche grosse und kleine Holzwürmer in den Bäumen, wie sie die Spechte brauchen. Uebrigens vertritt der Specht für viele andere Waldvögel die Stelle eines Zimmermanns oder Schreiners, indem er z. B. den Staaren, ohne viel Dank dafür zu begehren, die Bäume zu ihren Nestern aushöhlt. Wir haben bei uns eine grosse schwarze Art mit rothem Kopfe (den Schwarzspecht), diese ist wie eine Taube, dann eine grüne und graugrüne und 3 schwarze, weiss und roth gefärbte Buntspechtarten, die nur so gross wie ein Sperling und der eine etwas grösser sind. Alle Spechte haben eine sonderbare, lange Zunge, welche durch das ganz besonders lange Zungenbein, dessen Fortsätze sich um das Stirnbein herum legen, weit hervorgeschnellt werden kann und dabei durch den Saft, der sich aus den starken Speicheldrüsen aussondert, immer klebricht erhalten wird, so dass sie damit die Würmer tief aus einem Loche herausholen können.

74. Der Elephant,

den schon sein Rüssel mit fingerartigem Vorsprunge und die beiden Stoßzähne unterscheiden, ist der Riese unter den Landthieren, der 15 Fuß hoch wird und schon in seinem 20sten Jahre, wo er noch lange nicht ausgewachsen ist, 70 Centner wiegt.

Der Elephant zeigt fast menschliche Ueberlegung. Denn, wenn in manchen asiatischen Städten am Morgen der Cornack (Elephantenführer) dem Thiere sein Tagewerk angewiesen hat, und es nun z. B. Waarenballen an einen Ort hintragen und auf einander schlichten soll, thut es dieses mit solcher Bedachtsamkeit, daß es mit dem Rüssel den Ballenhaufen prüft, ob er auch gut auf einander liege und die schlecht gelegten Ballen wieder aufhebt und besser zu rechte legt, wie ein Mensch. Oder wenn es etwa einen Balken zieht und stößt an etwas an, z. B. an einen großen Stein, wo ein Ochse mit dummer Ruhe stehen bliebe, sieht es sich um, woran es liegt, kehrt im Nothfall um und umgeht den Stein, oder legt seinen Fuß als eine Art von schiefer Ebene hin, an welchem es dann die Last hinaufschiebt. Dabei ist das Thier mild und dankbar gegen alle, die es nicht beleidigen oder ihm gar Gutes thun; auch merkt es sich trefflich, wenn man ihm was versprochen hat, und ist dann desto fleißiger, wird aber auch (denn ein Elephant glaubt noch an Treue und Redlichkeit unter den Leuten) ganz wüthend, wenn man ihm das Versprochene nicht hält. Wein und Reisbranntwein sauft er gar gerne. So ungeschickt er aussieht, kann er doch mit dem fingerförmigen Hacken an seinem Rüssel die festesten Stöpsel aus den Bouteillen ziehen und überhaupt mit diesem Finger die künstlichsten Sachen verrichten. Sonst hat man ihn im Kriege gebraucht und ganze hölzerne Thürme voll Kriegsleute auf ihn gepackt. Er wird wohl viel über hundert Jahre alt. Seine Stoßzähne geben das Elfenbein. Die eine Art lebt in Asien, die andere, die etwas kleiner ist, sich nicht zähmen läßt, aber schöne Stoßzähne hat, in Afrika. Im gezähmten Zustand vermehrt er sich nicht, es müssen daher immer wieder wilde gefangen werden, die dann meist von zahmen Elephanten selber gezähmt und abgerichtet werden.

75. Das Kameel,

mit Eckzähnen, ist durch seinen ganzen Bau und seine Eigenschaft recht dazu eingerichtet, den Menschen und seine Lasten durch die Sandwüsten der Länder zu tragen, die seine Heimath sind, und heißt daher mit Recht das Schiff der Wüste.

Seine Füße sind so gebaut, daß es nicht so tief in den Sand treten kann; im Uebrigen ist es so eingerichtet, daß es mehrere Tage in der dürren Wüste gehen und nur bei Gelegenheit einige harte Dorn- und Distelgewächse fressen kann, ohne dabei verdursten zu müssen, was in jenen so wasserarmen Wüsten jedes andere Thier würde. Ueberhaupt ist das Kameel recht zur Mühseligkeit eines Lastträgers der Wüsten geboren und erzogen. Denn die zwei Buckel des baktrianischen Kameels oder Trampelthiers, die aus einer fettigen Masse bestehen, sind schon die natürlichen Sättel oder Lasthalter; dabei gewöhnt man schon die jungen Kameele, so lange sie noch an der Mutter saugen, an's Lasttragen, so daß das arme Thier nicht einmal eine freie Kindheit genießt, wie unsere Pferde, und auch nicht einmal bei Nacht nimmt man auf der Reise dem Kameel seine Last ab, weil das Aufpacken viel Zeit raubt. Dennoch ist es immer sanft und geduldig und freut sich, wenn der Kameeltreiber ihm etwas vorsingt oder Musik macht. Man kann übrigens auch vom Kameel das Fleisch essen, die Milch der Weibchen (die gewöhnlich nicht zum Lasttragen gebraucht werden) genießen und die feinen Haare benutzen. Die Art, die nur einen Höcker hat, heißt Dromedar. In Amerika giebt es auch 2 Thiere vom Kameelgeschlecht, das eine ist das Lama, das auch dort zum Lasttragen dient, aber viel kleiner als das Kameel ist; das andere ist die Vicunna, die ihres ausserordentlich feinen Wollenhaars wegen gejagt wird.

---

76. Das Kaninchen.

Das zahme Kaninchen hat sehr verschiedene Farben, schwarz, weiß, grau, gelb, bunt: manche sehen fast aus wie wilde. Die ganz weißen haben rothe Augen. Sie leben zwar gern ge-

sellschaftlich, und zusammengewöhnte zanken sich nie um das Futter; allein gegen fremde sind besonders die Weibchen, vorzüglich wenn sie Junge haben, oft sehr boshaft. Meine Kaninchen haben mir schon öfters fremde so zerbissen, daß ich sie eilig wegthun mußte, ja auch schon mehrere umgebracht. Das geht so weit, daß, als einmal ein noch nicht halbwüchsiges Junge weggeschenkt, aber nach 3 Tagen zurückgebracht wurde, die ganze Schaar es, wie ein fremdes, mörderisch anfiel. Ueber junge Hasen fallen sie ebenfalls wüthend her. Mit Meerschweinchen vertragen sie sich zwar besser, beißen ihnen aber doch leicht die Jungen todt. Die Männchen beißen sich auch zuweilen unter einander, selbst wenn sie mit einander aufgezogen sind. Gegen Menschen sind sie sehr gutmüthig; doch giebt es auch solche, die um sich beißen, wenn man nach dem Neste mit Jungen greift. Nimmt man alte bei den Löffeln (Ohren), so suchen sie zu kratzen. Da sie gern graben, so pflastert oder dielt man ihren Stall, auch macht man ihnen bretterne Röhren, die 1 Schuh breit und hoch sind, viele Eingänge und Abtheilungen haben und mit einem Deckel versehen sind, den man heben kann, um sie zuweilen reinigen zu können. Man giebt den Kaninchen viel Stroh oder Moos, schützt im Winter den Stall vor Kälte, füttert sie mit Gras, Kohl, Rüben, Baumblättern u. s. w., und mästet sie, wenn man sie schlachten will, mit Brod und Hafer. Man kann sie leicht gewöhnen, jedesmal auf einen Ruf oder Pfiff zur Fütterung zu erscheinen, zumal wenn man ihnen öfters Hafer reicht, den sie bald aus der Hand fressen lernen. Junge müssen immer gut mit Futter versorgt werden, denn sie verhungern sehr leicht. Die Kaninchen können zwar ohne Saufen bestehen, allein sie befinden sich weit besser, wenn man ihnen, zumal so lange sie nur Heu erhalten, Etwas zu saufen giebt. Dies kann frisches Wasser sein, aber lieber haben sie einen lauen Trank, wie ihn Kühe und Ziegen bekommen. Es sieht gar niedlich aus, wenn eine Schaar von 12 Kaninchen um ein Näpfchen im Kreise sitzt und jedes sein Schnäuzchen hineinsteckt. Säugende Weibchen trinken viel und sind sehr erpicht auf Milch. Sie hecken so fleißig, daß ihrer leicht zuviel werden. Die Jungen sind 12 Tage blind. Für die Unterkunft derselben trägt das Weibchen oft einen ungeheuren Klumpen Moos oder Stroh in die Röhre, macht darin ein passendes Behältniß und füttert es

recht weich mit seinen Bauchhaaren aus. Des Tages säugt es in der Regel die Jungen, selbst wenn sie noch ganz klein sind, nicht, sondern es verrammelt, wenn es angeht, den Eingang zu ihnen und besucht sie auch über Tag nicht einmal, sondern sitzt, als ob es von allen Dem Nichts wüßte, bei den andern Kaninchen. Dabei hat es aber doch sein Augenmerk immer auf das Nest gerichtet. Sind die Jungen so groß, daß sie bald auslaufen wollen, und sitzen sie in einem dunklen Neste recht bequem, so fallen sie zuweilen mit Bissen über die Hand Desjenigen her, der es wagt, ihre Ruhe zu stören. Im achten Monat sind sie vollkommen erwachsen. Das Alter der Kaninchen erstreckt sich auf 7—10 Jahre. Zu 4—6 Weibchen gehört in der Regel ein Männchen; droht Gefahr, so giebt dies meistens ein Zeichen, indem es mit dem Hinterfuße auf die Erde klopft. Ihre natürlichen Feinde erkennen die Kaninchen wahrscheinlich durch den Geruch, auch wenn sie dieselben nie vorher gesehen haben. So that ich einmal 5 Kaninchen in einen Stall, woraus ich so eben einen Fuchs, der ihnen Platz machen mußte, entfernt hatte. So wie ich sie losließ, waren sie wie rasend und rannten mit den Köpfen geradezu an alle Wände. Allmählich aber gewöhnten sie sich doch ein. Daß man Kaninchen mit Hunden zusammen gewöhnen kann, davon giebt es nicht wenige Beispiele. Hier füge ich nur noch eine merkwürdige Thatsache bei: Im Januar heckte mein kleines Spitzhündchen, und da es nur ein Junges lebend zur Welt brachte, und ich glaubte, dieses würde ihm nicht alle Milch aussaugen können, so gieng ich in meinen Stall, holte ein ganz junges Kaninchen aus dem Neste und legte es dem auf meiner Wohnstube liegenden Hündchen unter, welches ihm auch die Erlaubniß, sich an seiner Milch zu laben, ohne Weigerung ertheilte. Am dritten Tage schaffte ich den Hund, sammt seinem Söhnlein und Pflegekinde in den Stall. Er blieb da, ohne vom Neste zu weichen und ohne die dort hausenden Kaninchen und Ziegen zu stören, 2 Tage lang. Am dritten rief es meine Schwester heraus, damit es einmal frische Luft schöpfen könnte. Während es draußen ist, schleicht sich das alte Kaninchen in das Hundenest, nimmt sein Junges und trägt es zu seinen Geschwistern zurück. Ich rief nun sogleich den Hund zurück, ob er vielleicht seinerseits das Kaninchen zurückfordern würde. Er schien aber dessen Verlust nicht zu beachten.

Das angorische Kaninchen oder der Seidenhase unterscheidet sich von dem vorigen durch lange, feine Haare und stammt von Angora in Kleinasien. Man hielt dasselbe früher viel mehr als jetzt, da seine Haare besser bezahlt wurden. Letztere geben Handschuhe und Strümpfe, die sehr fein sind, aber wegen leichter Zerreißbarkeit der Haare immer abhären und der Gesundheit nachtheilig sein sollen. Auch hat man sich zu hüten, daß Nichts von den Haaren in die Augen kommt. Man hält die Seidenhasen wie die Kaninchen, mit denen sie auch hecken, und sieht darauf, daß beide dem Vieh nicht in die Krippe springen und selbe verunreinigen. Alle acht Wochen kann man die Seidenhasen kahl rupfen, wobei man nur etwas Wolle am Bauche läßt.

77. Die Felle der Thiere.

Neulich begegnete ein Mann, schon ziemlich bei Jahren, seinem Pfarrer, der gerade seinen Abendspaziergang machte und grüßte denselben überaus freundlich.

„Nun woher, Nachbar Klaus?" fragte der Pfarrer. „Aus der Stadt," antwortete der Gefragte. „Ich habe mir dort eine neue Pelzkappe gekauft und zugleich meinen Brudersſohn, der dort bei dem Kürschner in der Lehre steht, besucht. Ich bin aber erstaunt, Herr Pfarrer, über das, was ich Alles gesehen habe."

Pfarrer. „Wie so, lieber Nachbar? Was habt Ihr denn gesehen?"

Klaus. „Man sollte es nicht glauben, Herr Pfarrer, aber es ist wahr, man mag so alt werden, wie Methusalah, so kann man immer noch Etwas lernen. Wo hätte ich gedacht, daß ich von einem Kürschner, und gar noch von meinem Leichtfuß, von Neffen Etwas lernen könnte!"

Pfarrer. „Nun, nun! Das ist schon gelehrteren Leuten widerfahren. Der Mensch lernt nie aus, und es ist sehr gut, wenn er dieß gleich von Anfang an merkt und überall Etwas zu lernen sucht. Aber gebt einmal Euer Gelerntes zum Besten, ich möchte auch gerne Theil daran haben."

Klaus. „Ja, sehen Sie, Herr Pfarrer, als ich den Matthes,

so heißt mein Brudersohn, nach einer Pelzkappe fragte — natürlich so einer, wie ich mein Leben lang getragen habe — bringt mir der Schelm wahrhaftig ein ganzes Dutzend, immer eine schöner als die andere, aber doch keine solche, wie ich sie brauchte. „Ei, was soll denn Das, Junge?“ rief ich. „Da ist ja keine darunter mit einer Verbrämung von Fuchsbalg. Du weißt doch, wie es unser Einer trägt.“ — „Ja Vetter,“ sagte der Schalk, „da ist wohl eine von Fuchspelz, und zwar von schwarzem,“ und setzt mir eine Kappe auf, wahrhaftig als wenn ich ein Edelmann wäre. — „Du bist ein Narr, Matthes; und ich glaubte, du hättest etwas Klügeres gelernt, als daß die Füchse schwarz sind.“ — „Ja wohl giebt es schwarze Füchse, und zwar in Rußland,“ sagte er; „fragt nur meinen Meister. Und seht einmal, wie zart ein solcher Balg ist. Wißt Ihr aber auch, daß diese Kappe wie sie da ist, zwei Friedrichsd'or kostet?“ Ich sperrte die Augen auf wie ein Narr und dachte, der Junge wolle mich foppen. Da kam aber gerade der Meister und sagte: „Ja, es wäre allerdings so.“

Pfarrer. „Ihr habt Euch aber doch keine von den theuren, schwarzen Mützen gekauft, Nachbar?“

Klaus. „Das habe ich wohl bleiben lassen, aber ich habe mir, weil ich nun doch einmal da war, Alles zeigen lassen; und da habe ich Pelzwerk gesehen, ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß es so viel Pelz und so vielerlei Thiere gäbe. Da haben sie mir den Balg einer Fischotter vorgelegt. Ich habe meine Lebtage ein solches Thier nicht lebendig gesehen, aber vor dem Pelz muß man Respekt haben, der ist so zart wie Maulwurfsfell. Und der Kürschner sagte, von den einheimischen Thieren sei dies das theuerste Fell. Aber er hatte auch ein Stück Pelz von einer Meerotter, das war noch zarter und das Thier soll noch viel größer sein als die Fischotter. Von den Marderfellen will ich gar nicht reden, obgleich sie mir auch sehr gut gefallen haben, besonders die gelbe Kehle des Baummarders. Wenn die Jäger Nichts dagegen hätten, ich stellte dem Raubzeug auch einmal Fallen.“

Pfarrer. „Wenn Ihr es in Eurem Hause thut, wird es Euch wohl Niemand wehren. Ich will mich selbst freuen, wenn Ihr uns das Raubzeug wegfangt. Aber was saht Ihr denn noch weiter?“

Klaus. „Nun, Alles werde ich gerade nicht behalten haben. Sie wissen, Herr Pfarrer, ein alter Kopf vergißt leicht. Aber die Lämmerpelze aus Rußland mit den ganz krausen schwarzen oder grauen Haaren haben mir außerordentlich gefallen. Ich möchte nur wissen, wie es die Russen anfangen. Unseren Lämmern könnte man allen das Fell abziehen, es wäre kein einziges von der Sorte darunter."

Pfarrer. Die Russen haben aber auch die Pelze nöthiger, als wir. Ihr würdet doch nicht ganz mit ihnen tauschen."

Klaus. „Das nicht, Herr Pfarrer, auch wenn mir der Kürschner einen Zobelpelz schenken wollte, der das Kostbarste unter allen seinen Sachen sein soll. Ich wäre aber schon zufrieden, wenn ich in den kalten Wintertagen einen von den Wolfspelzen umzuhängen hätte, welche, wie er versicherte, auch vor den Motten sicher sind. Denn die gar zu zarten Felle möchten bei unser Einem nicht sehr lange dauern. Aber Eins muß ich Ihnen doch noch erzählen, Herr Pfarrer. Der Kürschner hatte auch einen Schwanenpelz da hängen. Ein Pelz von einem Vogel, das wollte mir gar nicht in den Kopf."

Pfarrer. „Es mußte aber doch hinein, weil es wahr war."

Klaus. „Ja, Herr Pfarrer, und ich habe daran gelernt, daß noch gar Vieles möglich ist, was wir jetzt nicht wissen und denken."

---

78. Die Zugvögel.

Sohn. Vater, Vater! Der Storch ist wieder da!

Vater. Hast du ihn gesehen?

Sohn. Ja, zweimal, einmal auf seinem Neste, da klapperte er mit dem Schnabel, und das andere Mal auf der Wiese.

Vater. Nun was hat er denn auf der Wiese gethan?

Sohn. Ei, einen Frosch hat er sich geholt. Ich sah ihn in den Graben schreiten und schnapp! hatte er seinen langen Hals hinuntergeschnellt, und als er ihn wieder in die Höhe richtete, zappelte etwas in dem Schnabel. Das war gewiß nichts Anderes als ein Frosch. Hernach flog er mit seinem Weibchen zurück.

Vater. Hast du ihn denn nicht gefragt, wo er den ganzen Winter über gewesen ist?

Sohn. Ich hatte es nicht nöthig, denn unser Lehrer hat es uns schon gesagt. In Afrika war er, jenseits des Meeres, in dem heißen Lande, wo es keinen Winter giebt und die Frösche niemals fehlen.

Vater. Das läßt sich hören. Aber wie kommt er denn dorthin, der Weg ist doch weit und lesen kann er auch nicht, was auf dem Wegweiser steht. Und wie findet er gerade sein Nest wieder, ohne irre zu werden?

Sohn. Das hat uns der Lehrer nicht gesagt; aber ich denke, das ist nun einmal so.

Vater. Das ist wohl so; damit ist es aber nicht genug. Man will auch wissen wie? und warum? Einem Knaben von deinem Alter, der doch verständiger sein will als ein Storch, sollte es schwer genug werden, den rechten Platz in Afrika zu finden und hernach wieder in sein deutsches Dorf zu gelangen.

Sohn. Das ist auch ganz etwas Anderes. Ich müßte Geld haben, der Storch braucht keines. Auf jeder Wiese ist sein Tisch gedeckt. Ich müßte zu Fuße gehen und durch tausend Ortschaften passiren, wo man mir vielleicht meinen Paß abforderte. Der Storch hat das Alles bequemer. Auf seinem Wege durch die Luft ist er durch nichts aufgehalten und kann sich über ganze Landschaften hin umsehen.

Vater. Ja, aber wie geht es über das Meer? Da giebt's doch keine Wiesen mit Fröschen und keine Dachfirsten, worauf ein solch langbeiniger Wandersmann ausruhen kann; und immer zu fliegen, obendrein mit leerem Magen, das geht doch auch nicht.

Sohn. Nun, da sucht sich ein kluger Vogel die schmalste Stelle aus. Unser Lehrer hat gesagt, bei Gibraltar sei das Meer nicht breiter als anderthalb Meilen, und so weit wollte ich doch auch zwischen Frühstück und Mittagessen zu Fuße gehen.

Vater. Du weißt guten Rath. Es ist aber die Frage, ob ihn die Störche und die übrigen Zugvögel befolgen. Denn wer hat denn gesehen, daß alle Störche aus ganz Deutschland, Frankreich und Spanien, von den übrigen noch gar nicht zu reden, bei Gibraltar überfliegen. Und nun erst die Nachtigallen, die Lerchen, die Wachteln, die Schwalben, Rothkehlchen, Bachstelzen, Finken, die Kukuke und Kraniche; sollen diese auch alle über jene Meerenge

ziehen? Da müßte ja dort ein beständiges Gewimmel sein, wie wenn Bienen schwärmen.

Sohn. Ich bin freilich noch nicht dort gewesen, und unser Lehrer hat uns davon auch nichts erzählt, aber ich wünschte, ich hätte einen guten Freund in Gibraltar, dem würde ich einmal darüber schreiben.

Vater. Das wäre mir auch lieb. Allein du brauchst das noch gar nicht, es ist noch genug in der Nähe zu thun. Man hat noch gar wenig auf die Zugvögel Acht gegeben. Wir wissen nicht genau, wann sie ziehen, ob bei Tag oder bei Nacht; wir wissen nicht, wie sie sich sammeln, welche Zeichen sie sich geben, wo sie ihre Ruheplätze haben. Noch weniger wissen wir, wie die einzelnen, welche mit einem großen Zug kommen, sich wieder in ihre alte Heimath wenden und wie die Jungen eine neue Heimath aufsuchen. Wir wissen nicht, wie es zugeht, daß die Weibchen oft 14 Tage später kommen als die Männchen, und wie die Pärchen sich dennoch finden. Kurz, wenn du Beobachtungen über die Zugvögel anstellen willst, da brauchst du nicht nach Gibraltar zu gehen, in Deutschland giebt es noch genug zu thun. Aber schön wäre es allerdings, wenn man auch anderswo darauf Acht geben und uns dadurch dieses Wunder der Natur aufklären wollte.

Sohn. So lange ich klein bin, will ich einmal hier Acht geben. Wenn ich groß bin, nun dann gehe ich unter die Franzosen nach Algier, da kann ich die Störche und Nachtigallen in Afrika beobachten, und im Vorbeigehen werde ich auch sehen, wie es in Gibraltar aussieht.

Vater. Schöne Vorsätze, die du hast! Führe nur einmal die ersten aus. Wie es mit den übrigen geht, wird sich später finden.

Sohn. Wenigstens hänge ich im nächsten Herbste einem Storch oder einer Schwalbe ein Zettelchen an. Vielleicht liest es Einer in Afrika und schreibt eine Antwort darauf.

Vater. Wenn sie in Afrika nur deutsch könnten! Aber thue es nur immer; man weiß nicht, wie der Himmel es fügt.

---

79. Die Tauben.

Ludwig. Du hältst also jetzt auch Tauben; wie viel hast du denn?

Ernst. Vorerst nur einige Paare, weil mein Schlag noch nicht für mehrere eingerichtet ist.

Ludw. Das wäre mir nicht der Mühe werth. Wenn es in dem Taubenschlage nicht recht wimmelt und auf mein Pfeiffen nicht im Hofe durcheinander flattert, dann gefällt mir die Taubenzucht nicht.

Ernst. Mein Vater sagt: viel Tauben zu halten sei ein theures Vergnügen. Die wenigen Batzen, womit ein Paar Junge bezahlt werden, ersetzen die Kosten der Fütterung nicht.

Ludw. Ei, wer wird auch viel füttern! Meine Tauben müssen sich ihr Futter selbst stehlen. Mit Sonnenaufgang geht es in's Feld und mit Sonnenuntergang kehren sie erst in den Schlag zurück.

Ernst. Aber im Winter können sie sich doch nicht vom Schnee sättigen, und in der Saatzeit sollen sie doch auch eingesperrt werden.

Ludw. Ich sperre die meinigen nicht ein; sie thun ja keinen Schaden. Es ist Thorheit, eine solche Verordnung zu machen.

Ernst. Verordnungen müssen gehalten werden, auch wenn sie auf Irrthum beruhen sollten. Es wird aber nicht ausbleiben, dass du in Strafe verfällst, und dann geht der Gewinn auf einmal wieder verloren.

Ludw. Aber meine Tauben dauern mich, wenn ich sie gefangen halten soll. Ja, wenn sie noch Jemanden Schaden thäten!

Ernst. Sie thun aber wirklich Schaden. Ich habe selbst schon gesehen, wie sie Körnchen auflesen, die bis auf ein kleines Pünktchen mit Erde bedeckt waren und sicherlich aufgegangen wären. Du darfst dein Vieh nicht auf fremder Leute Kosten ernähren.

Ludw. Die Jäger ernähren ja auch das Wild auf fremder Leute Kosten.

Ernst. Das sind auch die Jäger. Ein Unrecht entschuldigt das andere nicht. Ich werde jedenfalls meine Tauben grösstentheils zu Hause halten.

Ludw. Dann wirst du nicht viel Kluges erziehen. Schlaghocker, die keinem Raubvogel auszuweichen im Stande sind und in sechs Bruten kaum ein Junges aufbringen.

Ernst. So arg wird es gerade nicht werden. Ich habe solche Arten angeschafft, welche dazu am besten taugen: Kröpfer und Mövchen.

Ludw. Nun die Kröpfer lasse ich mir gefallen, das sind wenigstens kräftige Burschen, aber deine zärtlichen Mövchen kommen mir vor wie die bleichen Stadtmamsellen. Ich halte ammeisten auf die wildblauen Tauben, die sind gross, kräftig, gewandt und der Habicht ereilt sie am seltensten.

Ernst. Ich weiss, sie sehen gerade aus wie die wilden Hohltauben und sind wahrscheinlich Nachkömmlinge derselben. Aber auch unter den wilden Tauben gefallen mir die Turteltauben besser als die Hohltauben und die noch grösseren Ringeltauben.

Ludw. O ja, die Turteltauben habe ich auch gern, aber nur in dem Walde, dahin gehört ihr zärtliches Girren.

Ernst. Was wir an den Tauben lieben, das ist ja überhaupt nicht ihr schönes Gefieder oder ihre Gestalt, sondern ihre Sanftmuth und Zärtlichkeit. Wären sie nicht das Sinnbild der Unschuld, des Nutzens wegen würden sie nicht gehalten werden.

Ludw. Meinetwegen! Aber mit ihrer Sanftmuth steht es doch nicht so richtig, wie du dir einbildest. Es giebt sehr zänkische Tauben, und die Tauber sind oft weder gegen ihre Täubin noch gegen die Jungen sehr zärtlich. Ich habe Beispiele gesehen.

Ernst. Nun ja, es mag Ausnahmen geben, allein vergleiche die Taube mit jedem anderen Thiere, und du wirst ihre Eigenschaften bewundern und lieben.

Ludw. Bin ich denn nicht ein Taubenfreund? Mein Vater tadelt mich oft genug, dass ich ihnen so viele Zeit widme. Er sagt: solche Liebhabereien werden leicht zur Leidenschaft,

lehren die Zeit tödten, und dabei wird die Natur doch nicht genau beobachtet.

Ernst. Allerdings spüre ich auch schon etwas von dieser Leidenschaft. Doch ich hoffe, wir werden Maas halten, und was das Beobachten betrifft, so bin ich sicher, dass mir nichts in der Lebensart meiner Täubchen entgehen soll.

Ludw. Gut! wir wollen öfter darüber reden.

---

80. Die Stubenfliege.

Wer kennt nicht die Stubenfliege? Wer ist nicht schon von ihr belästigt worden? Ihre Unverschämtheit ist sprüchwörtlich, ihre Menge unzählbar, und doch hat Mancher sie noch nicht genau betrachtet. Das kann freilich nicht jeder beobachtet haben, daß das Auge der Fliege aus mehreren tausend besonderen Augenspiegeln besteht, denn es läßt sich nur durch ein Vergrößerungsglas wahrnehmen; allein wie Kopf, Füße, Brust, Leib, Flügel, Rüssel des Insekts beschaffen sind, das könnte Jeder sehen, wenn er Acht gäbe. Einem aufmerksamen Beobachter muß es auch aufgefallen sein, daß die Fliege sich an den glättesten Gegenständen, an polirtem Holze, an Glas selbst in verkehrter Lage halten kann, bei näherer Betrachtung findet sich ein klebriger Saft, welcher zwischen den Krallen der Füße ausschwitzt. Was die Fliegen so unerträglich macht, das ist nicht nur ihre zahllose Menge, ihr unheimliches Summen, besonders bei Nacht, der Unrath, womit sie Alles beflecken, sondern hauptsächlich, daß ihnen fast alle Speisen der Menschen angenehm sind, und daß sie sich dabei als ungebetene und unabwehrbare Gäste einfinden. Auch der Umstand vermehrt ihre Widerwärtigkeit, daß sie den menschlichen Schweiß zu lieben scheinen und sich darum so gern auf die bloße Haut, vornehmlich der Schlafenden zu setzen pflegen. Nun stechen sie zwar selbst nicht, allein es mischen sich doch sehr häufig Stechfliegen unter ihre Gesellschaft, so daß man nie sicher ist, ob man nicht solche Blutsauger im Zimmer hat. Aus diesen Ursachen hat man denn auch mancherlei Mittel ersonnen, diese unleidlichen Gäste auszutreiben. Auf dem Lande, wo die Nähe des Viehes die Menge der Fliegen noch vermehrt, hält man

Stubenvögel, welche sie wegfangen: Bachstelzen, Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen. Allein im Sommer, wo die Plage am ärgsten ist, kann man diese Vögelchen nur halten, wenn man entweder die Fenster verschlossen hält oder ihnen die Flügel stark kürzt, wodurch der Zweck zum Theil verfehlt wird. Auch gewinnt man dadurch nichts an Reinlichkeit. Andere stellen den Fliegen Gift, z. B. in Milch gekochten Fliegenschwamm; allein solches Gift kann auch an unrechte Gäste kommen, und die schaarenweise niederfallenden und ihren Unrath von sich lassenden vergifteten Fliegen sind höchst eckelhaft. Noch andere stellen mit Vogelleim bestrichene Reiser auf, woran die Fliegen hängen bleiben. Aber es ist ein so jämmerlicher Tod, den die Thiere daran sterben müssen, daß man dieß Verfahren ein unbarmherziges nennen muß. Das Schlagen mit einer Klappe reicht bei großen Fliegenschwärmen nicht aus und beschmutzt Wände und Fußboden. Besser ist, sie täglich einigemal mit einem geschwungenen Tuche zu verjagen und dann die Fenster zu verschließen, auch das Zimmer so viel als möglich dunkel zu halten, denn in finsteren Räumen bleiben die Fliegen nicht. Daß alle Mittel nur theilweise helfen, erklärt sich aus der ungeheuren Vermehrung. Ein einziges Pärchen kann im Laufe eines Sommers über 5 Millionen Kinder, Enkel und Urenkel erzeugen, wie sich Jeder durch Rechnung überzeugen kann, wenn er weiß, daß jedes Fliegenpaar auf einmal 80 Eier legt, und daß die Eier so schnell zu Maden, diese zu Puppen und die Puppen zu Fliegen werden, daß in einem Jahre 4 Bruten erfolgen, und daß die erste Brut deren wieder 3, die zweite noch 2, die dritte noch 1 zu Stande bringt. Glücklicher Weise sind sehr viele Vögel auf die Fliegen als Nahrung angewiesen; besonders vertilgen die Hühner zahllose Maden und Puppen in dem Miste, wohin die meisten Eier gelegt werden. Im Herbste mit eintretender Kälte verlieren sich die Fliegen; einzelne arbeiten sich im geheizten Zimmer oder an sonnigen Orten wieder hervor, aber ihr allgemeines Wiedererscheinen erfolgt erst im Frühling, und in großer Zahl zeigen sie sich erst im Spätsommer. In harten Wintern gehen viele Maden und Puppen zu Grunde, und es dauert einige Zeit, bis man wieder größere Schaaren von Fliegen antrifft. Merkwürdiger Weise gewährt dieses kleine Insekt einem noch kleineren, einer Milbenart, einen Wohnsitz. Oft

trifft man Fliegen, welche mit diesem winzigen Ungeziefer ganz bedeckt sind. Und wer weiß, ob die Körperchen dieser Milben nicht wieder kleineren Geschöpfchen zum Wohnsitze dienen! Denn so weit die Schärfe der Vergrößerungsgläser reicht, hat man immer neue Thierarten entdeckt. Wie Vieles ist dem Menschen noch verborgen, das von Gottes Auge bewacht wird!

---

81. Das Gift.

Mann. Was hat das Kind da in dem Mund? Geschwind, nimm es ihm weg, Mutter! Das ist giftig.

Frau. Giftig? Was fällt dir ein? Es ist ja ein Spielzeug, das ihm das Christkindchen bescheert hat.

Mann. Einerlei! Die Farben an den Spielsachen, besonders die grünen, sind alle verdächtig.

Frau. Nun, ich habe es ja weggenommen. Aber ich glaube meine Lebtage nicht, daß dergleichen giftig ist.

Mann. Ich wünsche, daß du es nie erfahrest. Es ist besser, vorbeugen. Allein andere Leute haben die traurige Erfahrung gemacht. Die Kinder, die dergleichen abgeleckt haben, haben Leibschmerzen bekommen, sind abgezehrt und elend gestorben.

Frau. Du machst Einem ganz Angst. Wer wird aber giftige Farben an die Spielsachen nehmen? So gewissenlos ist gewiß kein Mensch.

Mann. Mancher versteht es nicht, Mancher sieht aber auch vor Gewinnsucht nicht, welches Unheil er anstiftet. Auch sterben nicht gerade alle Kinder, denen das Gift schadet, manche kränkeln nur, ohne daß man weiß warum.

Frau. Ihr wollt aber auch den Spielsachen Alles aufbürden. Das meiste Unglück kommt gewiß anderswoher.

Mann. Das sage ich auch. Die meisten Menschen vergiften ihre Kinder mit Essen, theils weil sie ihnen zu viel geben, theils weil sie keinen Unterschied machen zwischen dem Essen der Erwachsenen und dem der zarten Kinder. Und mit dem Trinken ist es noch ärger. Ich habe gesehen, daß ein Vater seinen achtjährigen Knaben mit einem Glase Branntwein erfreute.

Frau. Aber der Wein schadet doch nichts?

Mann. Auch der Wein schadet, nur weniger, und weil er theuer ist, kommt er nur an die Kinder der Vornehmen. Aber selbst der Essig kann vergiften.

Frau. Bei dir ist aber auch Alles giftig.

Mann. Ich will nicht davon reden, daß der häufige Genuß des Essigs überhaupt bleich und mager macht, sondern von der Gefahr, daß das Küchengeschirr durch den Essig Grünspan zieht. Laßt in einem kupfernen oder messingenen Geschirr Salat oder sonst etwas Saures nur eine Nacht stehen, und es hat sich Grünspan gebildet und mit der sauren Flüssigkeit vermischt. Wer am anderen Tage davon ißt, kann froh sein, wenn er mit einigen Kopfschmerzen davon kommt.

Frau. Mein kupfernes Geschirr ist alles gut verzinnt, und ich reibe es alle Feiertage.

Mann. Die Feiertage liegen zum Theile weit auseinander. Dazwischen kann sich viel Grünspan ansetzen. Aber auch rücksichtlich anderer Gefäße und Stoffe ist große Reinlichkeit in der Küche nothwendig. Auch Zinn kann schädlichen Ansatz bekommen, wenn nämlich zuviel Blei darunter ist, und auch sonst kommt durch Unreinigkeit leicht manches Nachtheilige unter die Speisen. Und dennoch läßt sich durch Reinlichkeit allein nicht Alles verhüten. Wie gefährlich sind z. B. die zu lange aufgehobenen Blutwürste.

Frau. Nun soll auch noch die Wurst giftig sein.

Mann. Von der Blutwurst hat man schon Beispiele genug in der Zeitung gelesen, nicht von der frischen, sondern von der oft Jahre lang aufbewahrten, geräucherten. Das Blut verdirbt nämlich endlich und giebt ein fürchterliches Gift, welches die Gelehrten Blausäure nennen.

Frau. Nun gottlob, bei uns erreichen die Blutwürste das zweite Jahr nicht. Wir sind froh, wenn sie bis zur nächsten Schlachterei dauern.

Mann. Aber wie steht es mit dem Mäusegift? Hast du dessen nicht schon holen lassen und in den Keller stellen wollen?

Frau. Andere Leute wenden es ja auch an, nur du bist so verzagt.

Mann. Anderen Leuten glückt es einmal, dann mißräth es

einmal. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben. Wenn ein Unglück geschehen ist, dann hilft Weinen und Bereuen nichts mehr. Vollends mit diesem Arsenik, welcher dem weißen Zucker so täuschend ähnlich sieht und schon manches Kind verlockt hat.

Frau. Aber wie soll man sich gegen das Ungeziefer im Hause schützen?

Mann. Da giebt es noch allerlei unschädliche Mittel. Nur ein bischen Geduld mehr, und Mäuse und Ratten werden doch vertilgt. Selbst die Fliegen lassen sich ohne Fliegenschwamm wegschaffen. Du kannst nicht sagen, daß wir in unserem Hause mehr geplagt sind, als andere Leute, welche sogleich zum Gifte greifen.

Frau. Das ist richtig, aber du machst Einem immer das Herz schwer, weißt du, wie schon einmal mit deiner Hundspetersilie.

Mann. War es etwa unrichtig, daß unter deiner Petersilie die Hälfte Schierling stand? Hättest du die Wurzeln in die Suppe geworfen, so konnten wir alle des Todes sein. Und daß ich unseren Kindern einmal die Tollkirschen aus der Hand riß, die sie im Walde gefunden hatten und für Schwarzkirschen ansahen, war das etwa zu viel gethan?

Frau. Ach nein, ich habe dir es ja gedankt. Aber ich möchte nur nicht immer in Angst schweben um des Giftes willen. Wir stehen einmal in der Hand Gottes, und wer an Gift sterben soll, der stirbt doch.

Mann. Wie du reden kannst! Dann dürften wir gar keine Vorsicht mehr anwenden, die ansteckenden Krankheiten nicht meiden, den Arzt nicht rufen, bei'm Gewitter dürften wir uns unter die Bäume stellen, wenn wir erhitzt sind, an die Zugluft. Alles Schlimme, was daraus erfolgt, wäre Gottes Wille gewesen. Das heißt geradezu gottlos gesprochen.

Frau. So schlimm habe ich es auch nicht gemeint. Ich redete ja nur von dem Gift.

Mann. Krankheiten sind auch Gift. Was unser Leben verkürzt, das sollen wir meiden, so lange unsere Pflicht es erlaubt. Sagt nicht die heilige Schrift: Wer ihm selbst Schaden thut, den heißet man billig einen Erzbösewicht! Ich verlange ja nicht, daß du in beständiger Angst um dein und der Deinigen Leben schweben

sollst; aber das Schädliche von dem Tauglichen unterscheiden und die Kinder es unterscheiden lehren, das ist nicht mehr als Klugheit. Und wenn ich den Kindern sage: Steckt's nichts in den Mund, was nicht hineingehöret, und eßt nichts, was ihr nicht als eßbar kennt, so verlange ich wahrlich nicht zu viel.

Frau. Nun ja, du hast Recht, wenn's nur auch schon gethan wäre!

---

82. Der Stechapfel.

Dieses Giftgewächs heißt auch Dornapfel, Rauchapfel, Teufelsapfel, Giftapfel, Krötenmelde, Tollkraut, und wurde wegen der großen schönen, auch angenehm, fast wie Maiblumen riechenden Blumen, vor dreihundert Jahren nach Deutschland gebracht und in Gärten gepflanzt. Man dachte damals nicht, daß man damit ein lebensgefährliches Gift in unser Vaterland einführe. Der Stechapfel hat sich aber seitdem so vermehrt und ausgebreitet, daß er jetzt fast überall auf gutem wie auf schlechtem Boden, auf Schutthaufen, an Wegen, Zäunen, Mauern als Unkraut wächst. Die Pflanze entsteht im Frühling aus dem im Herbste zuvor ausgefallenen Samen, blüht von dem Juni bis in den Herbst, bringt vom September an reife Samen, wird 1—3 Fuß hoch und sehr umfangreich und vergeht, gewöhnlich noch ehe der Frost eintritt, wieder gänzlich.

Die großen, ziemlich weichen Blätter und die saftigen Stengel, wie auch die Blüthe, sobald sie verletzt wird, haben einen eckelhaften, süßlichen Geruch, der aber, besonders in warmen Zimmern, leicht Betäubung, schlimmes Kopfweh, Schwindel und Uebligkeit verursacht. Auch der Geschmack der Blätter ist unangenehm süßlich, hintennach aber auf eine eigene Art scharf und den Hals zusammenziehend. Sie können schon, äußerlich aufgelegt, gefährliche Entzündungen verursachen. Jemandem, der eines auf ein Geschwür in der Nähe des Auges gelegt hatte, wurde der Augenstern ganz auseinander getrieben und für immer gelähmt.

Fürchterlich wirken aber die Samenkörner und alle andern Theile der Pflanze im Innern des Menschen. Er wird davon

zuerst ganz wie betrunken, roth im Gesichte, die Augen glänzen ihm, bald wird er schwindlig, kann sich nicht besinnen, hört und sieht nicht recht; das Schwarze im Auge ist sehr erweitert oder im Gegentheile ungewöhnlich zusammengezogen. Ein solcher Vergifteter stammelt und kann mit der Sprache nicht fort, nicht schlucken, weil ihm der Hals wie zusammengeschnürt ist, hat Trockenheit im Munde und brennenden Durst, auch wohl Eckel, Erbrechen und Bangigkeit, manchmal aufgetriebenen Leib und Kollern darin; oft wird er ganz sinnlos, toll und wüthend, oder dumm, unempfindlich und stumm. Bald aber werden seine Augen starr oder verdreht, er bekommt Zittern, Krämpfe, Kälte in den Gliedern, kalten Schweiß, Schaum vor dem Mund; zuletzt wird er ganz bewußtlos und unempfindlich gegen Alles, was mit ihm vorgeht, und liegt mit weit offenen, unbeweglichen Augen regungslos da, oder schläft mit Schnarchen ein und lange fort. Manchmal erscheinen auch schwarze Flecken auf der Haut; nicht selten tritt ziemlich bald Lähmung ein, und der Tod erfolgt in Kurzem, bisweilen ganz plötzlich. Nur dann, wenn sehr wenig von der Giftpflanze genossen wurde, gehen diese Zufälle nach einiger Zeit vorüber.

Solche Unglücksfälle sind schon sehr häufig vorgekommen. Oefters schon haben Kinder die Samenkörner gegessen; z. B. ein anderthalbjähriger Knabe, welcher bald darauf an allen Gliedern steif wurde und in einen tiefen Schlaf verfiel, darin aber zu röcheln anfing und einen blutigen Schaum ausstieß, zuletzt ganz dunkelbraun im Gesichte wurde und schon nach 6 Stunden starb. Ein anderer von drei Jahren hatte nur wenige Körner verschluckt, verfiel aber doch in Blindheit, Bewußtlosigkeit und Krämpfe, ward wie toll und wüthend, und konnte nur mit Mühe gerettet werden, blieb aber noch lange Zeit ganz blaß. Oefter haben aber auch Erwachsene diese Körner für die weit kleineren, rundlichen und glatten Körner des Schwarzkümmels gehalten und davon Thee oder damit gekochte Milch getrunken oder die Blätter und Wurzeln unter Speisen und Getränke gethan. Sie haben darauf fast allemal entsetzlich leiden, in vielen Fällen auch sterben müssen. Ein Mann wurde von dem Absud der Frucht gelähmt und wüthend, ein anderer starb davon in völligem Wahnsinn. Eine ganze Familie in der Gegend von Aachen wurde wahnsinnig, weil sie die

Blätter unter dem Gemüse gegessen hatte. Ein junger Mensch redete schon irre und verfiel in ein Fieber, weil ein anderer sein Trinkglas mit Stechapfelblättern gerieben hatte. Ein Mädchen, dem man Pulver vom Stechapfel unter den Kaffee gethan hatte, wurde nur durch die Geschicklichkeit des Arztes von den schrecklichsten Zufällen befreit und wußte nachher nicht mehr das Geringste von dem, was seit dem Trinken des Kaffees mit ihm vorgegangen war. Auch Pferde und Hunde starben von dem Genusse dieses fürchterlichen Krautes, letztere noch viel schneller, wenn man ihnen den Saft des Stechapfels in eine Wunde brachte oder nur ganz wenig davon in eine Ader spritzte. Denn dergleichen Versuche haben die Aerzte gemacht, um die Wirkung der Giftpflanzen genauer kennen zu lernen. Schafe fressen den Stechapfel nicht, Schweine wurden betäubt davon.

Um einen so Vergifteten zu retten, muß man so schnell als möglich das Gift durch Brechen aus dem Leibe zu schaffen suchen. Sollte es schon aus dem Magen in die Gedärme gekommen sein, so helfen dazu Klystiere aus schwachem Kamillenthee oder lauwarmem Wasser mit einem Eßlöffel voll Salz oder einigen Löffeln voll Essig und etwas Oel oder abführende Arzneien. Letztere muß aber der Arzt verordnen, weil ein Unerfahrener, der den Zustand und die Körperbeschaffenheit des Kranken nicht richtig beurtheilt, leicht die Wirkungen noch gefährlicher machen kann. Dann gebe man den Leidenden oft säuerliche Getränke, besonders guten Essig, aber nur sehr wenig unter viel Wasser und wenig auf einmal. Auch kann man ihm, und zwar in größerer Menge, von der Molke geben, die man erhält, wenn man zu kochender süßer Milch so viel Essig oder Citronensaft thut, bis sie gerinnt (auf die Maaß 1, höchstens 2 Eßlöffel voll) und dann das Klare durch ein reines Tuch laufen läßt. Wenn der Kranke einen heißen Kopf und ein rothes Gesicht hat, setze man seine Füße in ein lauwarmes Bad mit Asche und einer Hand voll Salz und schlage Tücher, die mit kaltem Wasser und Essig befeuchtet sind, um seinen Kopf. Sind auf diese Mittel die Betäubung und das Irrereden, überhaupt alle Nervenzufälle vergangen, ist aber noch starker Durst, Hitze und Schmerz im Schlund und im Leibe, ist noch Erbrechen oder Durchfall, Kälte in den Gliedern zurückgeblieben, so muß man dem Kranken schlei-

mige Getränke, aus Hafer oder geschälter Gerste gekocht, auch Milch mit Wasser, öfters und in nicht zu großer Menge auf einmal zu trinken geben. Das Uebrige muß man dem Arzte überlassen.

Alles dieß beweist, daß man diese gefährliche Pflanze wenigstens in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht dulden sollte. Da sie einjährig ist, kann man sie auch leicht ausrotten, wenn man nur einige Jahre hinter einander im Juli vor der Fruchtreife alle Pflanzen zertritt. So viel als der Apotheker zu manchen Arzneien davon braucht, wird er schon in abgelegenen Gegenden und an Waldrändern finden oder in seinem Garten ziehen.

---

83. Das Gold.

Das Gold hat Mancher freilich auch noch nicht viel anders gesehen, als an den vergoldeten Bildern in den Kirchen; er weiß aber darum doch so gut wie ein Anderer, daß es gelb aussieht. Es ist sehr schwer, läßt sich mit dem Messer schneiden und biegen, so wie auch hämmern. Und zwar das Letztere so fein, daß man einen Dukaten, der doch nur so groß ist, wie ein Dreikreuzerstück, so viel ausdehnen kann, daß sich ein Reiter mit sammt dem Pferd damit übergolden ließe. In unserm deutschen Vaterlande hat man sonst auch Gold aus dem Flußsande gewaschen. Es war aber niemals sehr viel darinnen, und in manchen Gegenden gehörte schon viel dazu, wenn Einer den ganzen Tag über für einen Groschen Gold herauswaschen wollte. Damals war aber Alles noch so wohlfeil, daß von einem Groschen eine ganze Familie einen ganzen Tag über gar herrlich leben konnte. Jetzt aber ist das anders, und da ist es sicherer, sein Brod auf eine andere Art im Schweiße seines Angesichts zu essen.

In Südamerika, in Kalifornien und auch in manchen Gegenden von Afrika steht es freilich noch günstiger. Dort findet man noch jetzt, und ehemals, ehe die Europäer Alles so ausgesucht hatten, noch viel häufiger, ganze Klumpen und Klümpchen oder doch Körnlein Goldes unter dem Sande. Ich möchte aber deßwegen doch nicht dort sein, wo so vieles Gold und Silber ge-

graben wird. Denn wenn ich mich auch gerade vor den Schlangen, vor den wilden Thieren und Menschen nicht fürchte, so ist es doch da, wo die allerreichsten spanischen Bergwerke sind, öfters so theuer, daß man für ein solches Stück Brod, das bei uns einen Kreuzer kostet, wohl 30 bezahlen muß. Das haben auch die armen Bergleute erfahren, die einmal vor etlichen Jahren wegen des großen Tagelohnes, den sie dort haben sollten, hinein nach Südamerika zu den Silberbergwerken giengen. Sie konnten ihren Frauen und Kindern gar kein Geld herausschicken, wie sie gehofft hatten, und konnten sich für das viele Geld, das sie dort bekamen, kaum satt an Brod essen. Auch sind die Leute dort sehr faul und verschwenderisch und sonst schlimm, so daß sie bei allem ihrem Gold meistens viel weniger glücklicher sind als wir und öfters auch ärmer. Wurde doch auch der reiche König von Spanien, Philipp II., der jährlich ganze Schiffe mit Gold und Silber beladen aus Südamerika bekommen hatte, am Ende so arm, daß er in den Kirchen für sich eine Kollekte sammeln ließ.

Da das Gold so vielen Menschen das Wünschenswertheste auf der ganzen Erde schien und oft höher als Gesundheit und Gottseligkeit geschätzt wurde, so fehlte es nicht an Versuchen, sich dasselbe auf thörichten oder gottlosen Wegen zu verschaffen. Die Einen glaubten, wenn man nur die rechten Erdarten in einem Tiegel zusammenschmelze und allerlei Zauberformeln dabei ausspreche, so werde Gold in dem Tiegel entstehen. Allein diese Thoren verloren Zeit, Geld und Frömmigkeit; ihre Hab und Gut flog oft als Rauch zum Schornstein hinaus. Andere wollten gemünztes Gold in Töpfen aus der Erde graben. Mit Hülfe eines Schatzgräbers und einer Wünschelruthe hoffte man den Geistern unter der Erde ihre verborgenen Schätze abzugewinnen. Doch Mühe, Kosten, selbst die Beschwörung der Geister sind allemal vergeblich gewesen. Weder durch Hexerei, noch durch Zauberei werden die Menschen reich, auch der Betrug führt selten zu einem guten Ende. Arbeit und Sparsamkeit füllen das Haus, und Morgenstund hat Gold im Mund.

84. Das Kupfer.

Die Farbe des Kupfers kennt Jeder von den Hellern und Pfennigen, welche häufiger in die Hände der Bettler als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Polirt nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, was man schon an den gescheuerten kupfernen Kesseln sehen kann. Daß es aber in Verbindung mit anderen Metallen ganz gelb wird, zeigt sich bei dem Messing. Dieß ist nämlich nichts anders als eine Mischung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle. Die Farbe des Messings ist dem Golde so ähnlich, daß schon mancher Unkundige dadurch betrogen worden ist. Messing wird fast mehr verbraucht als reines Kupfer, denn was wird nicht alles daraus verfertigt? Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Draht, Trommeln, Leuchter, und wer weiß, was noch alles mehr. Uebrigens hat man bei messingenen Geräthschaften fast gleiche Vorsicht nöthig, wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, so erzeugt sich Grünspan, ein fürchterliches Gift für den Menschen. Deshalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Gibt man aber nicht beständig Acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sie sich an einer Stelle ablösen, und dieß ist genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft aus Kupfer bereitet und giftig. Kleine Kinder, welche daran leckten, haben oft die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davon gehabt.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werth, sein starker Klang. Man hört es schon bei den Kupferschmieden, wenn sie hämmern, wie durchdringend der Klang dieses Metalles ist. Mancher hält sich die Ohren dabei zu. Allein unsere Glocken würden ohne den Zusatz von Kupfer durchaus nicht soweit schallende Töne von sich geben. Die Mischung mit Zinn giebt das sogenannte Glockengut, und je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto schöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Messing aus, für sehr feine Glöckchen kommt etwas Silber darunter. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe zum Geläute benutzt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin. Man sollte nicht glauben, daß so dünne Metallstückchen einen so gewaltigen Klang gäben. Die alten Gallier, d. i. die alten Franzosen, sollen auch kupferne Schwerter gehabt haben; diese mögen aber schlecht geschnitten, wenigstens leicht Scharten bekommen haben.

Zweite Abtheilung.

G e d i ch t e.

1. Es ist kein Mäuschen.

Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
Es hat sein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Noth.

Es ist kein liebes Vögelein
Im Garten draußen so arm und klein,
Es hat sein warmes Federkleid;
Da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering,
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht sein eig'nes Theil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das Alles so bedacht?
Der liebe Gott, der Alles macht,
Und sieht auf alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

2. Gott weiß.

Weißt du, wie viel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
In der hellen Sonnengluth?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserfluth?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all' in's Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
Steh'n aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

---

3. Der Nachtigall Antwort.

Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön
Vor allen Vögelein!
Nachtigall, Nachtigall, wie drang doch dein Lied
In jedes Herz hinein!
Wenn du sangst, rief die ganze Welt:
Jetzt muß es fröhlich sein.
Nachtigall, Nachtigall, wie drang doch dein Lied
In jedes Herz hinein!

Nachtigall, Nachtigall, was schweigest du nun?
Du sangst so kurze Zeit.
Warum willst, warum willst du singen nicht mehr?
Das thut mir gar zu leid.
Wenn du sangest, war mein Herz so voll
Von Lust und Fröhlichkeit.
Warum willst, warum willst du singen nicht mehr?
Das thut mir gar zu leid!

„Wenn der Mai, wenn der Mai, der liebliche Mai
Mit seinen Blumen flieht,
Ist es mir, ist es mir so eigen um's Herz,
Weiß nicht, wie mir geschieht.
Wollt' ich singen auch, ich könnt' es nicht,
Mir gelingt kein einzig Lied.
Ja es ist, es ist mir so eigen um's Herz,
Weiß nicht, wie mir geschieht!"

---

4. Adler und Lerche.

Adler, ich seh' von der Erde dich flieh'n,
Adler, Adler, wo steigst du hin?

„Ich steige zur Sonne
Mit keckem Muth,
Und sauge voll Wonne
Die himmlische Gluth

Und wiege mich droben
Im goldenen Schein,
Es winken nach oben
Die Flächen so klein.
Da schau ich hernieder
Zum Erdenschooß,
Und schaue wieder,
Und fühle mich groß.
Ach, währte doch immer
Das stolze Glück,
Ach, müßt ich doch nimmer
Zur Erde zurück!"

Lerche, ich seh von der Erde dich flieh'n,
Lerche, Lerche, wo steigst du hin?

„Ich steig in die Lüfte,
Von Lust durchglüht,
Und athme die Düfte,
Und singe mein Lied.
Ich schaue die Felder
Tief unter mir,
Dort schattige Wälder,
Und Wiesen hier,
Und Flüsse, glühend
Im Morgenglanz
So schön und so blühend
Die Erde ganz!
Da zieht es mich nieder
Vom Himmelsgezelt,
Da berg ich mich wieder
Im Saatenfeld."

---

5. Alpenlied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott!
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau!
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein!
Mag's auch sein Odem seyn?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des steilen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis!
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Auf hoher Alp
Des Giesbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner reichen Hand!
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Auf hoher Alp
In Schaaren, weiß und schön,
Die Schaf' und Zieglein geh'n
Und finden 's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut!
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herz nur Gott vertraut;
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert!
Auf hoher Alp ein guter Vater wohnt!

---

6. Wie oft Gott zu danken sei.

Wie viel Körnlein Sand im Meer,
Wie viel Sterne oben her,
Wie viel Thiere in der Welt,
Wie viel Heller unter'm Geld,
In den Adern wie viel Blut,
In dem Feuer wie viel Gluth,
Wie viel Blätter in den Wäldern,
Wie viel Gräslein in den Feldern,
In den Hecken wie viel Dörner,
Auf dem Acker wie viel Körner,
Auf den Wiesen wie viel Klee,
Wie viel Stäublein in der Höh'.
In den Flüssen wie viel Fischlein,
In dem Meere wie viel Müschlein,
Wie viel Tropfen in dem See,
Wie viel Flocken in dem Schnee
So viel lebendig weit und breit,
So oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit. Amen.

7. Die Wohnung Gottes.

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh der Sterne gold'nen Schein
Gleich als viel Tausend Fensterlein,
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er d'rin und schaut heraus,
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald,
Die Berge sieh zum Himmel geh'n,
Die Felsen, die wie Säulen steh'n,
Der Bäume ragende Gestalt;
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
Horch, wie's im stillen Thale lauscht.
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
D'rum kommen sie von fern und nah,
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu fleh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.

Doch wenn es ihm so wohl gefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.

O halt' das deine fromm und rein,
So wählt er's auch zur Wohnung sein,
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden,
Und wird nie wieder von dir scheiden!

8. Wenn ich ein Englein wär'!

Wenn ich Englein wär'
Lieblich in Himmelsweis',
Ach, wie so sehr
Wollt' ich dann selig sein
Im Sternenmeer.

Wollte wie ein Englein thun,
Froh an den Himmel schau'n,
Mit ihnen knie'n:
Gern zu Gott Vater geh'n
Und preisen ihn!

Singen mit Herz und Mund,
Beten zum lieben Christ
Mein Leben all,
Und dann von blauer Höh'
Schweben in's Thal!

Wenn ich ein Englein wär',
Fröhlich und frommes Kind,
Freut' ich mich sehr!
Herr, laß mich's werden doch
Je mehr und mehr!

9. Abendgebet.

Die Sonne hat uns gute Nacht gegeben;
Die Schafe ziehen heim in's stille Haus;
Kein Vogel mag die Flügel mehr erheben,
Sie schlafen alle, und ihr Lied ist aus;
Nun leg' auch ich mich hin zur Ruh',
Und schließ' die müden Augen zu.
Ich bin noch schwach, ich bin noch klein,
Du, guter Gott, wirst bei mir seyn;
Dann fürcht' ich nicht die finstre Zeit,
Ich weiß, mir widerfährt kein Leid.
Dann träum' ich, was auch kommen mag,
Von einem schönen gold'nen Tag.

10. Mailied.

Willkommen, lieber schöner Mai,
Der unsre Flur verjüngt,
Daß ringsum Baum und Blume neu
Aus vollen Knospen dringt.

Dir tönt der Vögel Lobgesang
Der ganze Buchenhain
Am Blumenthal ist Silberklang,
Und Bäche murmeln d'rein.

Roth steh'n die Blumen, weiß und blau,
Und Mädchen pflücken sie
Und tanzen auf der grünen Au:
Ahi, Herr Mai, Ahi!

Ihr Mieder ist von Blümchen bunt!
Von schöner Melodie
Ertönt und lacht ihr frischer Mund;
Ahi, Herr Mai, Ahi!

11. Lied.

Vater! auf zehntausend Weisen
Machst du dich uns offenbar;
Stellst uns, daß wir froh dich preisen,
Täglich neue Freuden dar!

Bis zum höchsten aller Sterne,
Bis zur tiefsten Erdengruft —
Alles, jede Näh' und Ferne
Preist dich! — Erde, Sonne, Luft.

Jedes gelbe, rothe, grüne,
Frische oder welke Blatt
Flüstert uns mit holder Miene:
Gott macht Alles froh und satt.

Jeder Apfel in dem Staube,
Jede Birne noch am Ast,
Jede sonnenbraune Traube
Sagt uns, daß du lieb uns hast.

Wenn sich deine Schätz' ergießen,
Wer dankt, wie er danken soll!
Tausend Keltern überfließen,
Vater! deines Segens voll.

Unter deiner Güte Flügel
Blühen Triften, blühen Höh'n,
Traubenreiche Berg' und Hügel
Obstbehang'ne Bäume schön.

Allen Wesen strömt das Leben,
Strömen tausend Kräfte zu.
Alles ist von dir gegeben,
Aller Kräfte Kraft bist du.

Du erquickest Aller Sinnen!
Du erfreuest jedes Herz!
Trost hast du, wenn Thränen rinnen,
Balsam du für jeden Schmerz.

Zahllos, wie der Sonnen Strahlen
Fließen Freuden von dir aus!
Keine Sprache, keine Zahlen
Sprechen deine Gnaden aus.

12. Abendlied.

Kommst, stiller Abend, wieder
Auf uns're schöne Flur!
Dir tönen uns're Lieder:
Wie schön bist du Natur?

Schon steigt die Abendröthe
Herab in's kühle Thal,
Schon glänzt des Hirten Flöte
Vom letzten Sonnenstrahl.

Und überall herrscht Schweigen;
Nur steigt aus uns'rem Chor
Hier unter grünen Zweigen
Ein Danklied noch empor.

Kommst, lieber Abend, wieder
Auf uns're schöne Flur!
Dir tönen uns're Lieder,
Wie schön bist du, Natur!

13. Blindes Kind, ein armes Kind!

Blindes Kind, ein armes Kind!
Aeuglein ihm verschlossen sind;
Weiß nicht, wo es hin soll geh'n,
Kann den Weg, den Steg nicht seh'n,
Denn der Tag mit seiner Pracht
Ist ihm dunkel, wie die Nacht.

Blindes Kind, ein armes Kind!
Sternlein, die am Himmel sind,
Haben für sein Aug' kein Licht,
Mond und Sonne sieht es nicht.
Und das Abendroth so schön,
Blindes Kind hat's nie geseh'n.

Blindes Kind, ein armes Kind!
Weiß nicht, wie die Blumen sind;
Kann im gold'nen Sonnenschein
Nicht der Farbenpracht sich freu'n;
Kennt nicht Roth, noch Weiß und Blau,
Feld und Wald ist todt und grau.

Blindes Kind, ein armes Kind!
Weiß nicht, wie die Vög'lein sind;
Sieht kein Täubchen auf dem Dach,
Nie ein Fischlein in dem Bach,
Und wenn Frühlingslüfte weh'n,
Kann's kein Sommervög'lein seh'n.

Armes Kind, ein blindes Kind!
Aermer, als das ärmste Kind!
Kann nicht in die Schule geh'n,
Selbst nicht seine Eltern seh'n,
Bis es sie im Himmel dann
Einst auf ewig sehen kann.

14. Soldaten-Abschiedslied.

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, ich muß fort!
Eine Zeitlang muß ich scheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun adje, herzliebster Vater,
Nun adje, so lebet wohl!
Wollt Ihr mich noch einmal sehen,
Steigt auf jenes Berges Höhen,
Schaut herab in's tiefe Thal,
Seht Ihr mich zum letzten Mal!

Nun adje, herzliebste Mutter,
Nun adje, so lebet wohl!
Hat sie mich zum Schmerz geboren,
Für die Feinde auserkoren:
O du grausam Herzeleid!
O du grausam Herzeleid!

Nun adje, herzliebster Bruder,
Nun adje, so lebe wohl!
Weil wir jetzo müssen scheiden,
Für das Vaterland zu streiten,
Und muß gehen vor den Feind,
Darum all' Ihr Lieben weint!

Nun adje, herzliebste Schwester,
Nun adje, so lebe wohl!
Liebste Schwester, ich muß sagen,
Ich möcht' bald vor Gram verzagen;
Weil du mich so sehr geliebt,
D'rum bin ich so ganz betrübt!

Die Trompeten hört man blasen
Draußen auf der grünen Haid'!
O wie lieblich thun sie blasen!
Vater und Mutter zu verlassen:
O du grausam Herzeleid!
O du grausam Herzeleid!

Große Kugeln hört man sausen,
Aber kleine noch viel mehr.
O so bitt' ich Gott im Himmel:
Wenn's nur einmal Friede wär'!
O so bitt' ich Gott im Himmel:
Wenn's nur einmal Friede wär'!

15. Die erwachten Blümelein.

In des Winters Stürmen schliefen
Wir an uns'rer Mutter Brust,
Holde, kleine Engel riefen
Uns heraus zur Frühlingslust.

Quellen rauschen, Quellen bringen
Uns das neue Leben zu,
Vög'lein wecken uns mit Singen,
Lüfte wiegen uns zur Ruh'.

Hundertfarbig, ohne Mühe,
Webt die Mutter unser Kleid,
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht sie unser Brautgeschmeid.

Fährt der Winter auch hernieder,
Geh'n wir in der Mutter Haus,
Nach den Stürmen schickt sie wieder
Uns zum Frühlingsfest hinaus.

16. Mailied.

Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele frisch und frei.
Laßt das Haus, kommt hinaus,
Windet einen Strauß!
Rings erglänzet Sonnenschein,
Duftend pranget Flur und Hain,
Vogelsang, Hörnerklang
Tönt die Welt entlang.

Wir durchzieh'n saatengrün,
Wiesen, die erquickend blüh'n,
Waldespracht, neu erwacht
Nach des Winters Nacht.
Dort im Schatten an dem Quell,
Rieselnd munter silberhell,
Klein und Groß ruht im Moos,
Wie im weichen Schooß.

Hier und dort, fort und fort,
Wo wir ziehen Ort für Ort.
Alles freut sich der Zeit,
Die der Lenz erneut.
Munter denn im Sonnenschein,
Munter in die Welt hinein!
Alles neu, frisch und frei
Macht der holde Mai.

17. Einladung.

Komm hinaus mit in's Feld,
Wenn der Lenz dir gefällt!
Schon schmückt er mit Blumen und Blüthen die Welt.

Komm in Garten und Hain!
Ei wie wird dich's erfreu'n,
Ein Zeuge der Freuden des Frühlings zu sein.

Komm hinaus in den Wald!
Horch, wie lieblich erschallt
Das Liedchen der Vögel, der Vögel im Wald.

---

18. Im Sommer.

Kommt, laßt uns geh'n spazieren
Durch den viel grünen Wald,
Die Vögel musiciren,
Daß Berg und Thal erschallt.

Laßt uns recht fröhlich singen,
Wie ihr, ihr Vögelein,
Und uns're Stimmen dringen
Tief in den Wald hinein.

Und laßt uns voll Entzücken
Bei'm Abendsonnenglanz
Die lieben Blümchen pflücken
Zu einem bunten Kranz.

---

19. Morgenlied.

Morgen erwachet, Dunkel entflieht,
Golden am Himmel Sonne erglüht.

Alles ist Freude, Alles ist Lust,
Fröhlicher Sinn auch füllt mir die Brust.

Frisch an die Arbeit, munter gethan,
Träge nur sehen schläfrig sie an.

Ist dann die Arbeit munter vollbracht,
Wird auch ein lustig Spielchen gemacht.

---

20. Arm Vögelein.

Armes eingesperrtes Vög'lein
Bist gefangen schon so lang!
Täglich hast du voll dein Tröglein
Und doch ist dir's weh' und bang.

Hinter diesem Eisengitter
In dem engen dunklen Haus,
Ach, gefangen sein, ist bitter:
Möchtest in die Welt hinaus!

Nun, ich thu' dir auf den Riegel,
Mach' dir auf das kleine Thor.
Vög'lein auf! wohl auf die Flügel!
Steige frei und leicht empor!

Schwinge, springe, singe wieder,
Grüße freundlich Berg und Thal,
Deine Schwestern, deine Brüder
Froh und frei viel tausendmal!

21. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Dieweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

22. Reiters Morgenlied.

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchtest mir zu frühem Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch wie bald, doch wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen;
Ach, die Rosen welken all'!

Und was ist, und was ist
Aller Männer Freud' und Lüst?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen früh am Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Darum still, darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Und so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

23. Gott grüße dich.

Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

24. Frohsinn.

Wenn ich ein Vög'lein seh', möcht' mit ihm singen,
Wenn ich ein Schäflein seh', möcht' mit ihm springen.

Seh' ich ein Würmchen klein, möcht' ich es schonen,
Seh' ich ein Häuschen fein, möcht' ich d'rin wohnen.

Wenn ich ein Blümchen seh', möcht' ich mich schmücken,
Wenn ich ein Bäumchen seh', möcht' ich d'ran pflücken.

Wenn ich ein Sträuchlein seh', möcht' ich es pflanzen,
Seh' ich den Schmetterling, möcht' mit ihm tanzen.

Wenn ich ein Kindlein seh', möcht' ich es lieben,
Möcht' auf der ganzen Welt Niemand betrüben.

25. Von den Sternen.

Vater, sag' mir doch geschwind,
Was die schönen Sterne sind.

Ist's ein Licht, das Niemand kennt,
Ist's ein Feuer, das da brennt?

Sind die Sterne lauter Gold,
Weil sie glänzen lieb und hold?

Sind es Himmelsfenster gar,
Die da glitzern wunderbar?

Hör' und merke, liebes Kind,
Daß es Gottes Augen sind.

Sorglich schauen sie herein,
In ein jedes Kämmerlein.

Gottes Augen seh'n bei Nacht
Alles, was da schläft und wacht.

26. Kind und Lerche.

Kind:

O, liebe Lerche, sag' nur an,
Was dich so lustig machen kann?
Du säest nicht, du erntest nicht
Und sammelst in die Scheunen nicht,
Und fliegst so hoch und singst so gern,
Als säh'st du Gott den Herrn.

Lerche.

Der Vater droben sorgt für mich,
D'rum sing' ich ihm mein Lied,
Doch viel mehr sorgt er noch für dich,
D'rum komm' und singe mit.

---

27. Matrosenlied.

Auf Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Freunde, Ade! Scheiden thut weh!
Morgen geht's in die wogende See.

Ja, dort draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiff' an Klippen zerschellen.
In Sturm und Schnee wird mir so weh,
Daß ich auf immer von Freunden nun geh'.

Doch seh' ich die Heimath nicht wieder,
Und reißen die Fluthen mich nieder,
Tief in die See: Freunde, Ade!
Wenn ich euch droben nur wiederseh'!

---

28. Die Kinder im Walde.

Es blieben einst drei Kinder steh'n,
Die grad' zur Schule sollten geh'n;
Sie dachten dieß, sie dachen das:
Das Lernen sei ein schlechter Spaß.

Und sprachen dann mit leichtem Sinn:
„Ei, laßt uns doch zum Walde hin!
Das Spielen ist der Thierlein Brauch;
Laßt spielen uns mit ihnen auch!"

Sie luden daun im Walde ein
Zum Spiel die Thiere, groß und klein;
Doch sprechen die: „Es ist uns leid!
Wir haben jetzo keine Zeit!"

Der Käfer brummte: „Das wär' schön,
Wollt' ich mit euch so müßig geh'n!
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n;
Dem alten ist nicht mehr zu trau'n."

Am Ameis'haufen schlichen sie
Ganz leis' vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein schier,
Als wär' es gar ein giftig Thier.

Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
„Ich sammle für den Winter ein,"
„„Und ich,"" das weiße Täubchen sprach,
„„Zum Neste dürre Reiser trag'.""

Das Häschen winkte freundlich blos:
„Ich könnte um die Welt nicht los.
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
Das muß im Fluß gewaschen sein."

Auch Erdbeerblüthchen leise sprach:
„Ich nütze diesen schönen Tag,
Zu reifen meine süße Frucht,
Die dann der arme Bettler sucht."

Da kam ein junger Hahn daher;
Sie riefen: „Liebster Monsieur Er!
Er hat doch wahrlich nichts zu thun,
Und kann ein Bischen bei uns ruh'n!"

„Pardon! ich hab' von Adel Gäst',
Und arrangire heut' ein Fest!"
So spricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt sich kalt und steif und geht.

D'rauf dachten sie in ihrem Sinn,
„Du Bächlein plätscherst doch so hin!
Komm, spiel' mit uns, sei mit uns froh;"
Das Bächlein sprach erstaunt: „Wie so?

Ei, seht die faulen Kinder, seht!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht!
Sie meinen, ich hätt' nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruh'n.

Menschen, Thiere, Gärten, Wälder,
Wiesen, Thal und Berg und Felder —
Alle muß das Bächlein tränken,
Und die Töpfe auch noch schwänken;

Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,
Wolle spinnen, Schiffe tragen,
Feuer löschen, Hämmer schlagen.

Ich kann euch Alles sagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht."
So sprach's und sprang von Ort zu Ort,
Und husch! war gleich das Bächlein fort.

Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als Einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh,
Und pfiff sein Lied und fraß dazu.

Sie riefen: „Ach, Herr Biedermann!
Der all' die schönen Lieder kann.
Du hast gewiß recht viele Zeit,
Und bist mit uns zum Spiel bereit."

„Potz tausend! hab' ich recht gehört?"
Ihr Kinder scheint mir recht bethört;
Ich hab gejagt den langen Tag,
Den Mücken, sie zu fangen, nach.

Nun wollen noch die Jungen mein
In's Schlafen eingesungen sein;
D'rum pfeif ich mit dem Brüderchor
Den Kleinen meine Lieder vor.

Ich sing' dem Wald zu hoher Lust,
Ein müder Mann aus froher Brust,
Dem Herren gibt mein Mund den Preis,
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.

Doch sprecht, was habt denn ihr gemacht,
Die also schlecht von mir gedacht?
Kehrt um, ihr Müßiggänger, ihr!
Und stört die Leut' nicht länger hier!"

Von allen Thierlein so belehrt,
Sind d'rauf die Kinder froh gekehrt,
Und wußten: daß dem Fleiß allein
Des Spieles Lust ein Preis kann seyn.

29. Rothkäppchen.

Rothkäppchen war ein schönes Kind,
Doch artiger nicht, als viele sind.

Es that nicht stets, was Mutter befahl,
Und was sie verbot, das that's wohl mal.
Den Namen hatt' es von einem Käppchen,
Gemacht aus feinen rothen Läppchen.
Das hatt' ihm die Großmutter einst gegeben,
Die liebte das Kind mehr als ihr Leben.
Einst sprach die Mutter zum Mägdelein:
„Hier hast du eine Flasche Wein
Und einen Kuchen! Geh' alsbald
Damit zur Großmutter hinter'm Wald,
Die sich daran erquicken mag;
Sie feiert heut' ihren Namenstag.
Doch merk', Rothkäppchen, auf mein Wort:
Geh' ohne Unterbrechung fort!
Halt' dich nicht unterweges auf!
Rothkäppchen, gieb mir die Hand darauf!" —
Da gab Rothkäppchen ihr die Hand,
Nahm Wein und Kuchen und verschwand.
Und als es kam in den großen Wald,
Begegnet' ihm der Wolf alsbald.
„Rothkäppchen," sprach er, „guten Tag!
Wo willst du hin, Rothkäppchen, sag'?" —
„„Zur Großmutter schickt mich die Mutter hin."" —
„Und in dem Körbchen — was trägst Du darin?" —
„„Ei, Kuchen und eine Flasche Wein,
Das soll der Großmutter wohl gedeih'n."" —
„Wo wohnet denn deine Großmutter, Kind?" —
„„Da hinter dem Wald, wo die Linden sind.""
„Rothkäppchen, was brauchst du so schnell zu geh'n?
Schau' doch, wie so schöne Blumen dort steh'n!" —
„„Die Blumen sind schön, doch ich darf nicht weilen,
Die Mutter hat mir befohlen zu eilen."" —
„Das hat die Mutter wohl nicht so gemeint;
Wie kann sie verbieten, die Blumen zu pflücken?
Die Großmutter aber wird's entzücken,
Wenn's Kind mit duftendem Strauße erscheint." —
Nun konnte nicht widerstehen das Kind,
Es schlug der Mutter Gebot in den Wind,
Wich ab vom Wege und suchte mit Fleiß
Sich Veilchen, Rosen und Ehrenpreis.
Der Wolf dachte unterdessen:
Rothkäppchen wird ein feines Fressen!
Er lief gerad nach der Großmutter Haus
Und spann unterwegs viel List sich aus.

Er klopfte leis an das kleine Thor.
Und auf die Frage: „Wer ist davor?“
Antwortet er verstellt und fein:
„Rothkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein!“ —
Großmutter sprach: „Rothkäppchen mein!
Ich lieg' hier krank und kann nicht aufsteh'n;
Doch drück' auf die Klinke, so wird sie aufgeh'n!“ —
Der Wolf nun that nach diesem Winke;
Er drückte mit der Tatz' auf die Klinke;
Die Thür' sprang auf und der Wolf hinein.
Großmutter denkt: „Es wird Rothkäppchen sein.“ —
Da faßt sie der Wolf und schlingt sie ein. —
Und als er sie im Leibe hat,
Da legt er in's Bett sich an Großmutters Statt,
Zieht ihre Mütze sich über die Ohren
Und liegt wie in süßen Träumen verloren.
Rothkäppchen kam, den Strauß in der Hand,
Schritt gleich durch die Thür, die es offen fand,
Trat dann in's Zimmer, schnauft' und sprach:
„Großmutter, ich wünsche dir guten Tag!
Ich bringe dir Wein und bringe dir Kuchen,
Das sollst du beides sogleich versuchen.
Ich soll dich auch grüßen von meiner Mutter, —
Und darfst du aufsteh'n, so gieb mir 'ne Butter.“
D'rauf sprach der Wolf, das böse Thier:
„Rothkäppchen, ich bin krank! Komm hier
An's Bett, daß ich dich küssen kann!“
Nun gieng das Kind zum Bett heran.
„Großmutter, was hast du so große Augen?“ —
„Die andern wollten nicht recht mehr taugen!“ —
„Großmutter, was hast du so große Ohren?“ —
„Daß nichts, was du sagst, mir geht verloren!“ —
„Großmutter, was sind deine Hände so groß?“
„Damit, was ich fasse, mir nicht kommt los!“ —
„Großmutter, ach, und wie groß ist dein Mund!“ —
„Daß du hindurchgeh'st in meinen Schlund!“ —
Und als der Wolf das Wort gesagt,
Hat unser Rothkäppchen nichts mehr gefragt.
Es wollt' entflieh'n, es wollte schrei'n —
Da packt' es der Wolf und schlang es ein.
So hatte der Wolf zwei Menschen im Leib:
Das schöne Kind und das kranke Weib,
Die lagen ihm im Magen schwer;
Doch schlief er ein und schnarchte sehr.

Darauf kam der Jäger von ungefähr
Des Weges daher mit gutem Gewehr.
Ei, dacht' er, wie schnarcht die alte Frau!
Fast übermenschlich laut und rauh!
Es muß nicht richtig mit ihr sein! —
Mit dem gieng er in's Haus hinein.
Da fand er den Wolf in ihrem Bette,
Den er längst gern geschossen hätte.
Schon legt er an, ihn zu durchbohren,
Da aber klang's ihm in den Ohren:
„Thu's nicht, thu's nicht! Er hat Menschen gefressen,
Die noch zu retten sind indessen!" —
Nun nahm er's Messer und schlitzte behutsam
Dem Thier den Bauch auf. Nur wenig Blut kam,
Bald aber aus der wachsenden Ritze
Erglänzte Rothkäppchens rothe Mütze.
D'rauf sprang behend das Kind aus dem Bauch,
Und endlich folgte die Großmutter auch.
Großmutter und Kind umarmten sich
Und weinten vor Freude herzinniglich.
Noch schlief der Wolf. Viel schwere Steine
Nun holte der Jäger aus dem Haine
Und füllte des Thieres Leib damit an.
Zunähte die Großmutter den Leib alsdann;
Noch schlief der Wolf. Jetzt wacht er auf
Und wollte fort im wilden Lauf.
Doch machten die Stein' ihm schwere Noth;
Er stürzte nieder und fiel sich todt.
Zu Füßen des Jägers lag der Gesell;
Der Jäger zog ihm ab das Fell.
Großmutter verzehrte Kuchen und Wein.
Sie gab Rothkäppchen zwar was mit,
Doch fehlt' es diesem an Appetit.
Es stand in einem Winkel allein
Und dachte stets an die große Gefahr,
Der es so eben entronnen war.
Und schob es sich tief in's Herz hinein,
Nie wieder ungehorsam zu sein.

---

30. Die Finger.

Die Finger zankten hin und her,
Wer doch der Wichtigste wohl wär'.

„Still da, der Stärkste der bin ich!
Ihr seid nichts nütze ohne mich!

Mehr, als ihr vier, thu' ich allein,
D'rum muß ich euer König sein!"
So schrie der Daumen. Schon geringer
Erhob die Stimm' der Zeigefinger:
„Die gröbsten und die feinsten Sachen
Kann ich allein am besten machen!
Der Fleißigste und Tüchtigste
Bin ich und d'rum der Wichtigste!" —
Der Mittelfinger rief: „Lernt Sitte!
Als Herr steh' ich in eurer Mitte!
Ich bin der Längste und der Größte,
Und darum auch der Allerbeste!" —
Da sagte der Goldfinger: „Seht,
Ich merke, daß ihr nichts versteht!
Mich schmücken Gold und Edelstein,
D'rum muß ich mehr als ihr doch sein!"
Der kleine Finger stille schwieg
Und mischte nicht sich in den Krieg.
Da riefen ihm die andern zu:
„Sprich doch, was nützest denn nur du?"
Er sprach: „Geschaffen hat mich Gott,
Wie euch — doch nicht zu eurem Spott!
Der mich gebildet, wird auch wissen,
Wozu ich werde nützen müssen!
Er hat ja Alles in der Welt
Auf seinen rechten Platz gestellt!
Wer thut und leistet, was er kann,
Was Gott will, der hat recht gethan!" —

Die Andern hörten, was er sprach,
Und dachten wohl darüber nach;
Still überlegten sie es sich
Und sprachen dann einmüthiglich:
„Hast wahr gesprochen, lieber Kleiner!
Du bist so gut, als unser Einer!" —

31. Knabe und Zeisig.

„Herrlich, herrlich, nun bist du mein,
Kleines, niedliches Vögelein!
Zwickst in die Finger mich, dehnst dein Gefieder,
Möchtest wohl gern in die Freiheit wieder?"
„Knäblein, ach ja! Hältst du mich hier fest,
Stirbt mir die kleine Brut im Nest."

Knäblein hat ein gutes Herz,
Wehe thut ihm des Zeisigs Schmerz,
Kann sich an seiner Angst nicht laben,
Spricht: „So gern ich dich möchte haben,
Schenke ich dennoch die Freiheit dir!
Fliege! und grüß' deine Kinder von mir."

32. Des Hahn Gockels Leichenbegängniß.

Wer erschlug den Hahn Gockel?
Ich, spricht der Sperber,
Ich bin der Verderber,
Ich erschlug den Hahn Gockel.

Wer hat's geseh'n?
Ich, spricht das Mäuslein,
Aus meinem kleinen Häuslein
Hab' ich's geseh'n.

Wer trank das Blut?
Ich, sprach das Mücklein,
Mit kleinen Schlücklein
Trank ich sein Blut.

Wer gräbt sein Grab?
Ich, spricht Rothkehlein,
Mit meinem Zehlein
Grab' ich sein Grab.

Wer trägt die Bahr'?
Ich, spricht der Rabe,
Ich trag' im Trabe
Die Todtenbahr'.

Wer ist der Priester?
Ich, spricht die Dohle,
Bin schwarz wie eine Kohle,
Ich bin der Priester.

Wer singt den Psalm?
Ich, spricht die Nachtigall,
Ich mit süßem Schall,
Ich sing' ihm den Psalm.

Wer läut' die Glock' hell?
Ich, spricht das Böcklein,
Ich läut' ihm's Glöcklein;
Fahr' wohl, Hahn Gockel!

Alle die Vögel in der Luft
Befiel ein Klagen und Seufzen,
Als sie hörten das Glöcklein läuten
Zu Hahn Gockel's Gruft.

---

33. Der kleine Vogelfänger.

Wart', Vöglein, wart'! jetzt bist du mein, jetzt hab' ich dich gefangen,
In einem Käfig sollst du jetzt an meinem Fenster hangen. —
„Ach, lieber Bube, sag' mir doch, was hab' ich denn begangen,
Daß du mich armes Vögelein, daß du mich hast gefangen!“ —
Ich bin der Herr, du bist der Knecht; die Thiere, die da leben,
Die sind dem Menschen allzumal und mir auch untergeben. —
„Das, lieber Bube, glaub' ich nicht, das sollst du mir beweisen.“
Schweig still, schweig still! sonst brat' ich dich und werde dich verspeisen!
Der Knabe rannte schnell nach Haus; da fiel er von der Stiegen.
Das Vöglein flog zum Haus hinaus und ließ das Büblein liegen.

---

34. Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze.

Du allerliebstes, kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir!
Ich bin dir gar zu gut. Komm her, daß ich dich küsse.

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind! gehe nicht!

Die Katze.

So komm' doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht.
Ich geh'!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod und and're schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst. — —

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich geh'n.

Die alte Maus.

Kind! sag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? welch' ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, kleines Närrchen! komm!

Die junge Maus.

Ach, Mutter! hilf! O weh!
Sie würgt mich! Ach die Garstige!

Die alte Maus.

Nun ist's zu spät, da dich das Unglück schon betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hilfe nicht zu hoffen.

---

35. Knabe und Hündchen.

Knabe.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich gerade sitzen lern.

Hund.

Ach, soll ich schon lernen und bin so klein,
O laß es doch noch ein Weilchen sein!

Knabe,

Nein, Hündchen, es geht am besten früh,
Denn später macht es dir große Müh'.

Das Hündchen lernte, bald war's gescheh'n,
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht geh'n,

Getrost in das tiefste Wasser springen,
Und schnell das Verlorene wieder bringen.

Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

36. Die Rehe.

Mein Kind! du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne.
Ersieht er dich, so bist du kalt! —
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

Wohl! sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?
So flieh' ich ihn als wie das Feuer.

O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt; sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich; sein Rachen raucht vom Blute;
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe. —

Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen Herrn.
Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach: das ist er nicht. Der Tiger raucht vom Blute,
Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich;
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.

„O solchen Tigern geh' ich nach!"
Hob er mit Kühnheit an zu schreien:
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm der Tiger das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt.
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend
Und vor dem süßen Gift, das in dem Laster steckt;
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

37. Wandersmann und Lerche.

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu?
L. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
Das ist von Alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den Zwei'n
Im lieben klaren Sonnenschein.
Und Gott der Herr im Himmel droben
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

---

38. Hund und Rabe.

H. Rabe, du Schelm, du Spitzbube dort,
Schleppst mir das schöne Stück Fleisch
da fort!
R. Hündchen, nur nicht so böse sei!
Weißt du? ich bin bei der Polizei,
Muß nach den bösen Dieben spüren
Und das Gestohlene confisciren.

Der Rabe hatte gewiß gelogen,
Den Hund um seinen Braten betrogen;
Doch der hat ihn nicht darüber verklagt.
Ich denke, er hat es nicht gewagt;
Es sollte wohl nicht zu Tage kommen,
Woher er ihn selbst erst hatte ge-
nommen.

---

39. Birke und Tanne.

Birke. Du alte Tanne im dunklen Kleid,
Du solltest dich schämen zur Frühlingszeit!
Sieh, wie ich mit festlichem Grün mich geschmückt,
Daß jeder mich voll Freude erblickt!
Bald kommt das Pfingstfest, da wirst du mich seh'n
Als Zierde vor jedem Hause steh'n;
Doch deine ernste, finst're Gestalt
Begehret Keiner im ganzen Wald.

Tanne. O Birke, prahle nicht so kühn
Mit deinem schönen jungen Grün!
Wohl trag' ich Winters- und Sommerszeit
Dasselbe schlichte, dunkle Kleid, —
Doch wenn ich im Herbste noch grün' am Hügel,
Steckst du als Ruthe schon hinter dem Spiegel.
O wie die Kinder dich flieh'n erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken
Darf als Christbaum zu ihrem Behagen
Die schönen Weihnachtslichter tragen.

---

40. Der Knabe und die Mücke.

„Mein Vater geht in's Holz, wie ich gemerket habe,“
So sagte Fritz, ein kleiner munt'rer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entflieh'n;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
„Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut' euer Grab.“
Erbittert bricht er Ruthen ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern.
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Noth.
O, seh'n Sie nur, das nenn' ich stechen;
Ich hab's bald so, bald so versucht.
Ich lief, ich schlug, — und doch half weder Schlag noch Flucht.
„Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht.
Geh' ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet sein.
Und trittst du einst, gleich mir, in's große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken,
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.“

---

41. Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache steh'n,
Den Schubkarr'n ziehn, in's Wasser geh'n,

Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderpfoten nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Und er erschöpfet seinen Witz.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, sprach Fritze, hilft der Stock.
Er holt den Stock; man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er steifer, als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr? sprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
„Doch nimmermehr zum Doktor schlagen;
„Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
„Ihr Kinder! lernet jetzt genug,
„Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!“

---

42. Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. „Mein Weibchen, sprach er, glaubt,
„Du sei'st recht häßlich gegen mich.“

Das könnte sein, erwiderte
Die Nachtigall, und floh auf eine Höh'
Und sang;
Und alle Wand'rer blieben steh'n,
Und sagten: Wie singt sie so schön!
Wie süß ist ihrer Stimme Klang!

Der Wiedehopf flog hin und her,
Doch keiner sprach: wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele
War Alles Ohr.

So zieht man insgemein doch eine schöne Seele dem schönsten Körper vor.

---

43. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe, welcher sich auf einen Baum gestellt,
Hielt einen Käs' in seinem Schnabel.
Den roch der Fuchs. Der Hunger rieth ihm bald,
Dem schwarzen Räuber sich zu nahen.
O! spricht er, sey gegrüßt! Ist hier dein Aufenthalt?
Erblickt man hier die reizende Gestalt?
Daß du gefällst, muß jedermann bejahen.
Erlaube mir die Lust, an dir mich satt zu seh'n!

Ja, der Fasan muß dir an Farbe weichen,
Ist dein Gesang nur halb so schön,
So wird an Seltenheit dir auch kein Phönix gleichen."
Den Raben täuscht das Lob, das ihm der Falsche gab.
Er kann sich nicht vor stolzer Freude fassen.
Ich, denkt er, muß mich hören lassen,
Und sperrt den Schnabel auf. Sein Käse fällt herab;
Der Fuchs gleich hinter her und spricht: „Mein schönster Rabe,
Ein Schmeichler lebt von dem, der ihn zu gerne hört,
Wie ich dir jetzt bewiesen habe.
Ist diese Lehre nicht zehn solcher Käse werth?".

---

44. Der Fuchs und der Esel.

Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel, sprach der Fuchs;
Schon steh' ich eine Stunde hier,
Betrachtend diese da. O, welch ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum. In meinem Leben
Hab' ich nichts Artiger's gesehen.
O, bleibe doch ein Weilchen bei mir steh'n.
„Warum?" Um ihre Sprüng' und Schönheit anzuseh'n.
„Das wäre wohl der Mühe werth!
„Ich springe dir so gut, als dort das beste Pferd."
Ei, welch ein Wunder wäre das?
Du? solche Sprünge machen?
Der Esel sprang.
Der Fuchs warf sich in's Gras,
Und wollte sich zu Tode lachen.

---

45. Die Sonne und die Thiere.

O Sonne! scheine nicht so heiß;
Ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit schier erliegen!
So rief der Esel, — Dank für deinen heitern Schein,
O Sonne! rief die Schlange, mit Vergnügen
Leg' ich mich stundenlang hinein!

Die Eule schrie: Verschone mein Gesicht
Mit deinem mir verhaßten Licht!
O Sonne! kann ich doch kein Schlupfloch finden,
Wohin dein Strahl nicht dringt; ich werde noch erblinden.
Wohlthät'ge Sonne, sei mir lange noch geneigt,
Hub eine Feldmaus an, es reifen meine Aehren;
Vollauf kann ich mich wieder nähren.
Die Sonne hört es an, scheint fort — und schweigt.

46. Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemüh'n
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen stark und groß zu zieh'n.
Vielleicht, hob von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst uns're Jugend blos darum so schwach heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch uns're Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die uns're Kinder trifft,
Ein Gift in ihren ersten Tagen,
Und dann auf ihre Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Selbst die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn uns're Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt ein's von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärin, kannst noch fragen,
Warum ihr so gestraft mit kranken Kindern seid?
Es liegt nicht an der Luft und Milch, an Obst und Magen.

Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel' Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Mutter! soll dein Kind gesund in Städten blüh'n,
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer zieh'n!

---

47. Das Pferd.

Ein aufgezäumtes Pferd stand länger als zwei Stunden
Vor einer Hausthür angebunden;
Die Fliegen stachen sehr. Bei diesem Ungemach
Dacht' es der Härte seines Schicksals nach.
„Von allen Thieren hat das Pferd die meisten Plagen.
Bald muß es seinen Herrn sammt dem Gepäcke tragen,
Bald schwerbelad'ne Wagen zieh'n,
Und will es seines Wüthrichs Peitsch' entflieh'n,
Fast über sein Vermögen sich bemüh'n.
Sogar mit einem Trunk sich seinen Durst zu stillen,
Läßt ihm sein Reiter oft nicht Zeit.
Es thut nicht einen Schritt, als nach des Meisters Willen,
Der Jugend Kraft verfliegt in steter Dienstbarkeit;
Was ist sein Lohn dafür? Kaum Ruh' im Stalle,
Ein wenig Hafer, Heu und Stroh.
Nein, so wird man des Lebens nimmer froh!"
Dieß Selbstgespräch erhitzt des Pferdes Galle,
Es reißt im Grimm den Zaum entzwei,
Schwimmt durch den Fluß, und eilt mit schnellen Füßen
Dem fernen Walde zu. Nun war es endlich frei.
Doch Morgens fand man es von Wölfen schon zerrissen.

---

48. An die Spinne.

Kunstvolle Weberin, die ich
Hier so geschäftig finde,
Wie wunderbar ergötzet mich
Dein schöpferisch Gewinde!

Die Fäden! — o! so zart spinnt sie
Die feinste Hand am Rädchen nie!
Wie sanft, wie gleich sie fließen!
Wie richtig sie sich schließen.

Sey ruhig unter meinem Tisch;
Nie soll's die Lore wagen,
Und dich mit ihrem Flederwisch
Aus deinem Zirkel jagen.
Hier will ich deine Wunder seh'n,
Und sorgsam nach der Ursach' späh'n,
Was du dabei gewinnst,
Daß du so künstlich spinnst.

Was seh' ich? eine Mücke fing
Sich jetzt in den Geweben!
Sie kämpft, du packst das arme Ding
Und raubst ihr kleines Leben!
Geht deine Kunst auf Mordbegier?
Fort! sie gilt weiter nichts bei mir.
Man muß nur Kunst und Gaben
Zum Gutesstiften haben.

---

49. Die Schildkröte und der Skorpion.

Die Schildkröt', ihrer Einsamkeit längst überdrüssig,
Ward, einen Freund zu suchen, schlüssig.
Voll Unschuld wählte sie den ersten, den sie fand:
Dieß war ein Skorpion. Das Freundschaftsband
War ohne Wahl geknüpft; doch währt' es viele Wochen. —
Wer immer nachgiebt, macht den ärgsten Drachen zahm!
Von diesem Paar, das nie sich von der Seite kam,
Ward auf der ganzen Flur verwund'rungsvoll gesprochen.
Zwar warnte man die gute Klausnerin
Vor ihres Freundes Gift und Mörderklauen;
Allein die Fromme denkt in ihrem Sinn:
Das sind Verleumdungen; ist diesem nicht zu trauen,
So taugt kein Thier mehr auf der Welt.
Als man mit Warnen gar nicht inne hält,
Und seine Bosheit sich ihr klärlich zu beweisen
Erbietet, kehrt sie heim und spricht empfindsam: „Freund!
„Laß uns von hinnen zieh'n; es scheint,
„Man gönnt mir deine Freundschaft nicht;" und beide reisen.
Nachdem sie bis zum Abend ganz gemach
Gewandert, hemmt den Weg ein breiter, tiefer Bach.
Hier seufzt der Skorpion: Welch' Unglück, meine Liebe!
Ich kann nicht schwimmen, und zu geh'n
Bin ich zu matt. Die Schwimmerin versetzt: „Betrübe
„Dich nicht: mein Rücken soll dir gern zu Diensten steh'n."

Der Skorpion steigt ohne Leiter
Hinauf, sie rudert mit ihm weiter.

Doch, als er sich dem Ufer nahe sieht,
Denkt er: Mit einem Satz kann ich hinüber springen;
Mehr Hülfe brauch' ich nicht. Von Schadenfreude glüht
Sein undankbares Herz, und schon ist er bemüht,
Mit seinem Stachel Gift ihr in das Fleisch zu bringen.
Sie fühlt, daß er sich rückt und rührt:
„Wie? fragt sie mitleidsvoll, verliert
„Dein Leib das Gleichgewicht? Halt ja dich fest, mein Lieber!"
Er schweigt und bohret fort. Ein Schwan schifft jetzt vorüber,
Der nimmt des Reiters Tücke wahr, und spricht:
Schildträgerin, nimm dich in Acht! der Bube sticht. —
„Ist dieß der Freundschaft Lohn, der Dank für meine Treue?
„Doch spare nur dein Gift! ich bin gepanzert, scheue
„Mich vor dem schärfsten Pfeile nicht.
„Du aber bist nicht werth, daß dich das Sonnenlicht
„Bescheint." Sie sagt's, taucht unter, und der Bösewicht
Muß seinen Tod im Wasser trinken.
O möchte, wer ihm gleicht, mit ihm versinken!

---

50. Der Bräutigam und die Birke.

Birke, Birke, des Waldes Zier,
Will Hochzeit machen,
Brauch' viele Sachen,
Was schenkst du mir?

Ich schenke dir einen grünen Strauß,
Den trägst du bei deinem Hochzeitsschmaus.

Der grüne Strauß gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?

Ich schenke dir eine Ruthe,
Die kommt deinen Kindern zu gute.

Die schwanke Ruthe gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?

Ich schenke dir einen Besen rauh,
Den führt mit Fleiß die junge Frau.

Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst dn mir noch mehr?

Ich schenke dir einen Peitschenstiel,
Den schwingst du über den Rossen viel.

Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?

Ich schenke dir einen zähen Ast,
Damit du den Reif zum Weinfaß hast.

Der zähe Ast gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?

Ich schenke dir auch den Wein dazu;
Laß träufeln mein Blut, so hast du Ruh'.

Der Birkensaft gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?

Ich habe nun Alles gegeben dir,
Es bleibt nur das nackte Leben mir.

Birke, so lebst du dir selbst zur Pein;
Will Hochzeit machen,
Brauch' viele Sachen,
Komm' mit und heize mein Kämmerlein.

---

51. Besenstolz.

Als von der Birke struppigem Haar
Der erste Besen gebunden war,
Wollt' er aus Stolz das Haus nicht kehren,
Und forderte keck, man sollt' ihn verehren.
Wie käm' ich, sprach er, zum Dienst als Knecht?
Ich zähle mich ja zu der Blume Geschlecht.
Und dieß zu beweisen, braucht es nicht viel;
Mir fehlt so wenig wie jenen der Stiel.
Darüber lachte das ganze Haus
Und sprach: dein Stiel macht's noch nicht aus.
Willst du den Rang der Blumen erstreiten,
So mußt du auch süßen Geruch verbreiten.

---

52. Der Hahn.

In der Sonne steht der Hahn,
Redet seine Hennen an:
„Seht mich an, wo ist der Mann,
Der mit mir sich messen kann?
Seht dieß Auge groß und mächtig,
Meine Federn golden, prächtig,
Meines Kammes Majestät,
Diese rothe Krone, seht! —
Meine Haltung stolz und schlank,
Meines Ruf's Trompetenklang,
Und mein königlicher Gang,
An den Füßen diese Sporen,
Alles zeigt euch einen Mann,
Der wahrhaftig sagen kann:
Daß zum Helden er geboren!"

Also spricht der stolze Hahn,
Kräht, so laut er krähen kann! —
Plötzlich kommt ein kleiner Mops,
Springt und bellt mit lust'gem Hops
Nur zum Spaß den Helden an,
Und — — — o seht! der kühne Mann
Läuft, was er nur laufen kann. —
Ach, du jämmerlicher Hahn!

53. Die Katzen und die Tauben.

Einst hatte Fritz ein schönes Taubenpaar,
Und zur Gesellschaft — eine Katze.
Wie? Was? Warum nicht gar!
Den Tauben zur Gesellschaft — eine Katze?
Sehr wohl gewählt für Tauben! Freilich wahr!
Doch da durch strenge Zucht sie zahm und sittig war,
So fürchtet er auch nicht die mindeste Gefahr
Von ihrer Mördertatze.
Es schien sogar, als ob ihr Spiel,
Wie Fritzen, selbst den Tauben wohlgefiel;
Denn sie begannen oft die lächerlichsten Dinge:
Sie fielen Murner oft mit ihren Schnäbeln an;
Er that, als ob er flöh', und eh' sie sich's versah'n,
That er zwei krumme Sprünge
Und haschte sie, sie flatterten
Und schlugen mit den Fittigen,
Und kamen sie nicht mit Gewalt davon,
So fiengen sie sich bittend an zu schmiegen,
Und er gab ihnen gnadenreich — Pardon.
Das Ding gieng lange gut zu allerseits Vergnügen;
Doch einst vergaß der Herr Patron
Die scharfen Krallen einzuzieh'n,
Und, als er eine in dem Flieh'n
Erhascht', griff er so derb, daß klares Blut
Vom bunten Hälschen floß. Der Lustigmacher leckte,
Und ach! zu allem Unglück schmeckte
Dem Dieb die rothe Suppe gut.
Kein Mensch war da, der zur Vernunft ihn brachte.
Je mehr er kostete, um desto mehr erwachte
Die eingeschlaf'ne Mordbegier,
Bis er, von Mitleid leer und ganz berauscht von ihr,
Das arme Taubenpaar zu seiner Beute machte.

So lang' ihr noch an Festigkeit
Nur Kinder und nicht Männer seid,
So sucht in früher Flucht stets eure Sicherheit.

---

54. Der Affe und der Geizige.

Einst hielt ein Geiziger sich einen Affen.
Ein Geizhals sein und den sich anzuschaffen,

Das scheint dir sonderbar; allein bedenke doch:
Gesellschaft kostet Geld, und Menschen können stehlen.
Auch hat ein Affe diese Tugend noch:
Sein Herr darf nichts vor ihm verhehlen;
Er darf vor seinen Augen rechnen, zählen,
Kein Mensch erfährt's, er stört ihn nie darin.
Kurz, die Gesellschaft war nach unsers Harpax Sinn.

Der Glockenschlag rief einst den Mann zur Kirche hin;
Denn durch sein Fasten, Beten, Singen,
Dacht' er dem Himmel noch mehr Gaben abzuzwingen;
Da ließ er in der Eil' das Schreibpult offen steh'n,
Wo ihn sein Petz im Gold oft hatte wühlen seh'n.
Der Affe, der den Haufen Gold erblicket,
Und den die Langeweile drücket,
Sinnt sich gar bald ein Spielchen aus.
Er fängt ein Goldstück an hervorzulangen,
Und zielt und wirft es durch die Fensterstangen.
Er wiederholt sein Spiel, man sammelt sich um's Haus,
Man ruft: „Mir auch ein Stück, mein Petzchen!" fängt und springet,
Und wem mit Hut und Hand ein Fang gelinget,
Dem jagt's ein Andrer wieder ab.

Indem der Affe noch dies Schauspiel gab,
Kam unser Harpax. — „Was ist hier zu sehen?
Worüber lacht man denn? — O wehe mir!
Mein schönes Gold! Verfluchter Räuber, dir
Will ich den Kopf vom Rumpfe drehen!
Das Eingeweide will ich dir
Aus deinem Leibe reißen!" — — „Mäßigt Eure Hitze,"
Sprach hier ein Greis; „das Geld ist Euch so wenig nütze,
Als ihm. Er wirft es weg, Ihr sperrt es ein;
Wer mag von Euch der Klügste sein?"

---

55. Helmuth.

Helmuth war ein Friedensstörer
Und that selten seine Pflicht,
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: „Sprich du nur!" und —
lachte.

Widerspänstig war er, träge
Zu der Zeit des Unterrichts;
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer,
Aber leider! nur nicht besser;

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst nach einem bösen Streich
Sprach der Lehrer: Du kommst nimmer,
Glaub's, auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trifft dich, denk' nur d'ran, die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich dich mit Thränen:
Helmuth, bess're dich; denn ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach!"
Statt gerührt zurückzuschaudern,
Denkt er: „Laß den Murrkopf plaudern!"

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr.
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich' im Wald umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaum's nicht zu hoch.
Er hinan, daß Zweig' und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
„Heda! seh't, hier steh' ich, Brüder!"
Rief er von der Eiche nieder.

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich:
Helmuth, Helmuth, du kommst nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig!
Jetzt brächt' ich ihn wohl zum Schweigen,
Säh' er mich hier auf den Zweigen,

Und befänd' er mich ganz munter."
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

56. Der Jude.

Friedlich, nach durchlauf'ner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam, gepeitscht von Sturm und Regen,
Der mobile Handelsmann
Levi Schmuhl im Wirthshaus an.

Zechend im zufried'nen Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft
Und besprach sich wechselsweise
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom erschienenen Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und der schlecht gerath'nen Frucht.
Levi grüßt' und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein.
Unwillkommnes harrte sein;
Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freu'n;

Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspahn
Borkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für,
Schamvoll schlüpfend durch die Thür,
Sucht' im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon,
Alles Leben war entfloh'n;
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —
Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach;
Heulend läuft das Volk zusammen,
Alle Schläfer werden wach.

Alles regt sich, und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme, kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde. —
Doch wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt?
Denn die Mutter sieht man rennen,
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd schreit sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen;
Reißt mein Kind aus Feuersgluth!“
Sieh', da zeigt mit hohem Muth,
Wo die Funken sprüh'n und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt in's Haus,
Eilt, vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür heraus,
Blickt empor und klimmt behender,
Als der Marder scheu im Lauf
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft, indeß mit Todesgrau'n
Aller Augen aufwärts schau'n,
Mit gelös'tem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt, vom Augenblick gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts mit heit'rer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an der Mutter Brust,
Wendet sich — und ist verschwunden.
Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinkct schnell in Schutt und Staub.

Doch so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneu't,
Tritt der Gastwirth, still erfreu't,
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi, spricht er, der die Wand
Deines Giebelwerk's erklommen,
Der dein Kind der Wieg' entnommen,
Levi hat mich hergesandt,
Diese Gabe dir zu reichen.
Dank und Thränen spare dir;
Seine Baarschaft ließ er hier,
Doch ihn selbst sah ich entweichen.“

Christi Namen führet ihr;
Gehet hin und thut desgleichen!

---

57. Johann, der Seifensieder.

Johann, der munt're Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.
Zu beißen hatt' er oft sehr wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der munt're Seifensieder!“

Es wohnet neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,

Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh'
Durch seine frohen Morgenlieder,
Johann, der munt're Seifensieder.

Drob zürnt der reiche, faule Mann,
Und hebt, wenn jener singt, voll Unmuth an:
„Der Geier hole deine Lieder,
Vermaledeiter Seifensieder!
Ach! wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er des Mittags zu sich kommen,
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Ein jeder rühmt mir Eu're Waare.
Sagt, wie viel bringt sie ein im Jahre?"

Seifensieder.

„Im Jahre? Herr, mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr' mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht. Ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn folgt, verzehret.
Das kömmt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünf und sechzig mal."

Der reiche Müssiggänger.

Schon recht; doch könnt Ihr mir nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Seifensieder.

Mein Herr, Ihr forschet allzusehr.
Der eine weniger, der and're mehr,
So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage.
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit wohl zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder.

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut
Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne blanke Thaler an,

Nur daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann verspricht's, läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern heim, und scheut
Wie Diebesaugen Aller Blicke,
Ist ganz betäubt von seinem Glücke,
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld,
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht
In einem wohlbeschlag'nen Kasten;
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt Alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund regt,
Sobald der Kater sich bewegt,
Springt er erschrocken auf und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
Daß Sorge sich mit Reichthum paart,
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich unbarmherzig von ihm scheiden.
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt Eure Thaler wieder hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag, wer da will, Euch Euer Glück beneiden!
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Mir ward statt Gold und Goldesklang
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der munt're Seifensieder."

58. Die guten Hirtenknaben.

Es hatten sich zwei Hirtenknaben
Im Wald ein Feuer angemacht,
Um auf die Heerde Acht zu haben
Und sich zu wärmen in der Nacht.

Schon war sie mehr als halb vergangen,
Als plötzlich trat an's Feuer hin
Ein Mann, mit Fellen wild umhangen,
Der größer als gewöhnlich schien.

Die Linke hat er an dem Schwerte,
Den Spieß hielt seine rechte Hand,
Doch war er ruhiger Geberde,
Als er an ihrem Feuer stand.

„Ich bin schon seit zwei tausend Jahren,“
Sprach er, „der Herr vom Walde hier.
Wer hieß euch her zur Weide fahren?
Für diesen Frevel büßt ihr mir.“

„Es war da keiner, der's uns wehrte,“
Die Knaben sagten, „doch ist's dein,
So nimm den Zehnten von der Heerde
Und laß dir's ein Genüge sein.“

„Ich seh, ihr laßt euch bald belehren,“
Sprach er, „und Billigkeit habt ihr;
Doch kann ich eure Hab' entbehren,
Gut, laßt das sein, doch folget mir!“

Da sind sie eine Weil' geschritten,
Noch weiter in's Gebirg' hinauf;
Da that sich vor des Mannes Tritten
Der Grund wie eine Höhle auf.

D'rauf wandt' sich jener zu den Knaben,
Und sprach: „Ihr könnt getrost eingeh'n.
Hier pfleg' die Wohnung ich zu haben,
Sollt' einmal um bei mir euch seh'n.“

Da giengen sie durch hohe Hallen,
Mit Lampen hell und schön geziert;
Die Wände glänzten von Krystallen,
Wie weiter fort der Gang sie führt.

Dann kamen sie in große Zimmer,
Von Kostbarkeiten vollgestellt,
Die Augen blendete der Schimmer,
Der von den schönen Sachen fällt.

Und Töne hörten sie erschallen,
Wie Flöten und wie Hörnerklang,
Und herrlich thät es wiederhallen,
Wie es durch die Gewölbe drang.

Ein köstlicher Geruch erfüllte
Erfrischend, labungsvoll die Luft,
Der Alles rund umher erfüllte
In unsichtbarem Zauberduft.

Die Knaben hieß der Mann sich setzen
Zum Mahle, guter Dinge sein.
Da waren Speisen zum Ergötzen
Und Becher voll von süßem Wein.

Da sprach der Alte zu den Knaben:
(Denn nach den Locken war er alt,
Doch schien er noch die Kraft zu haben
Des Mannes und die Wohlgestalt.)

„Ich seh', es thut euch schon gefallen
Bei mir in meinem Hause hier.
Wollt ihr, so bleibt in diesen Hallen;
Wie heut', so findet's immer ihr.“

Die Knaben aber: „Herr, mit nichten!
Wie könnte dieß von uns gescheh'n?
Wer sollte unsern Dienst verrichten?
Wer würde nach der Heerde seh'n?“

Da sprach der Alte mit Gefallen:
„Ich seh' wohl, euer Herz ist treu;
Doch wählt erst was von diesem Allen,
Das ein Geschenk von mir euch sei."

Die Knaben sprachen da mit Freuden:
„Herr! willst du uns etwas verleih'n,
Eh' wir aus deiner Höhle scheiden,
So laß das Flötenspiel es sein!"

„Daß, wenn wir bei der Heerde liegen,
Bei Tag und wenn der Abend kehrt,
Die sanften Töne uns vergnügen,
Die in der Höhle wir gehört."

Er sprach: „Nun eure Bitte werde —
Das Flötenspiel und noch Gesang;
Die treue Sorge eurer Heerde
Verschön're holder Lieder Klang!"

Da sind sie froh zurückgekehret,
Die Heerde fanden sie noch dort.
Und ihre Bitte ward erhöret,
Zufrieden lebten sie sofort.

Es klangen in dem stillen Thale
Der lieblichen Gesänge viel,
Im Morgenlicht, bei'm Abendstrahle,
Begleitet von dem Flötenspiel.

Auch von der Höhle Wunder sangen
Sie, was so herrlich allda war,
Und nach in ihren Saiten klangen
Von jenen Tönen wunderbar.

Auch sangen sie vom Glück der Heerden,
Und priesen die Zufriedenheit,
Wie sie kein anderes begehrten,
Und wie die Höhle sie nicht reu't.

---

59. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut.
Im schwarzen, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land,
Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Band geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schnei't und stürmet sehr —
Da zeigt sich moosbedeckt und alt,
Ein einsam Kirchlein in dem Wald;
Er zieht den Hut, und geht hinein —
Und schau'rlich Dunkel schloß ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war
Des Kirchleins einzig Fensterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein.
Und schwärzlichroth und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.

„Pfui (spricht der Mann) welch garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fieberswuth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut;
Man sieht ja nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja, dieser dunkle Wirrwar stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt."

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht,
Entzündet, wie mit einem Strahl,
Des Glasgemäldes Farben all';

Ein Bild von wundersamem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düst're Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht,
Liegt Moses auf dem Angesicht,
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar
Erscheinen lieblich, hell und klar.

„Ha, rief der Pilgrim, welch ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es nun so licht und klar!
Was vorhin ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohl bedacht der Meister hin;
Kein Strichlein dürfte anders seyn,
Sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n!"

Auch seine düst're Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht;
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf —
Geht einst die Wahrheitssonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
D'rum glaube jetzt und bete an;
Was Gott thut, das ist wohlgethan."

---

60. Das Buch ohne Buchstaben.

Vor seiner Thür ein Bäu'rlein saß,
In einem kleinen Büchlein las; —
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß,
Doch röthlich noch sein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränlein hell und klar.

Schmelfungus auch des Weg's herkam,
Und wahr des armen Bäu'rleins nahm. —
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäu'rlein mit dem Gruß beehrt:
„Was machst du, alter Narre, da?
Du kannst ja nicht einmal das A."

„Herr Doctor, in dem Büchlein steht
Nicht A noch Z, wie Ihr da seht;
Leer sind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer sechse an der Zahl.
Die Farben sind auch sechserlei —
Merkt, was mir die Bedeutung sei!"

„Das erste Blatt ist Himmel-blau,
Und sagt: Mensch, oft nach oben schau!

Das andere, wie Rosen roth,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod;
Das dritte, wie die Lilien weiß,
Spricht: Rein zu leben, dich befleiß'."

„Das vierte Blatt, so schwarz wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarb'ner Schein
Erinnert an der Hölle Pein;
Das sechste Blatt, von Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz."

„Bedenk' ich, was das Büchlein spricht,
Mein Aug' sich netzt, das Herz mir bricht. —
Was ich nur brauch', mein Büchlein lehrt,
D'rum halt' ich's tausendmal mehr werth,
Als Eure Elephanten all'
In Eurem großen Bücherstall."

Still gehet der gelehrte Mann;
„Hm! denket er, es ist was d'ran!
Wer wenig thut, weiß er gleich viel,
Der kommet nimmermehr zum Ziel;
Wer wenig weiß, es aber thut,
Ist eben weise, froh und gut."

---

61. Das Kind im Walde.

Wo willst du, Kindlein, hin, in Wald?
Der Abend kommt, der Abend bald.
Und Nacht und stummes Schweigen.
Des Vaters Hütte, die ist fern,
Und nirgendwo ein klarer Stern,
Den Weg dir anzuzeigen.

„Kann doch nicht bleiben, muß doch fort!
Der Vater sprach ein gutes Wort:
Wirst schon im Wald dich finden. —
Und Vater, der belügt mich nicht,
Wenn auch der liebe Gott sein Licht
Vom Himmel ließ verschwinden."

Die Füßlein sind so nackt und zart,
Und Waldesweg ist rauh und hart;
Ach, Kindlein, laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan,
Bekleide dich und zieh' sie an,
Es möchte dir sonst schaden!

„Ach! Vater giebt so gern uns her,
Doch sagt er oft, es wird ihm schwer —
Uns nähren und uns kleiden.
Ich weiß es wohl, er will das nicht;
Doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
So will ich's lieber leiden."

Der Abend ist so schwül und drückt;
Hast rothe Beerlein dir gepflückt
Wohl heut an allen Orten.
Erquicke dich nun auch, mein Kind,
Und iß davon! Die Aeuglein sind
Dir trüb' und matt geworden.

„Die Beeren alle sind nicht mein;
Zu Hause muß die Schwester klein
Das Brüderchen stets wiegen;
Da kann sie nicht zum Wald hinaus:
D'rum bring' ich Beeren ihr nach Haus
Und will sie nicht betrügen."

Iß immer aus dem Hütchen voll,
Iß immer, Kind! dir ist nicht wohl;
Es brennt dir Stirn und Wange,
Wenn nun ein böser Mensch dir käm'
Und dir die Beerlein alle nähm',
Sag', wird dir da nicht bange?

„O nein! das thun die Menschen nicht! —
Auch sind die Engel eingericht't,
Die Kinder zu bewahren;
Die sind den Kindern immer nah
Und steh'n mit weißen Flügeln da,
Und schützen vor Gefahren."

Ja Kindlein lieb, ja Kindlein rein,
Wie du gesagt, wird's immer sein!
Du wirst sie nicht vermissen.
Wo Engel nur bei Blumen steh'n,
Da bleiben sie, bis die vergeh'n,
Sanft unter ihren Küssen.

Kind, was der Mensch voll Sehnsucht will,
Das blüht in deinem Herzen still,
Und Niemand kann dir's rauben.
Und was so Vielen noch gebricht,
Das hast du schon, und weißt es nicht:
G e h o r s a m, L i e b' u n d G l a u b e n.

---

62. Das Feuer im Walde.

Zwei Knaben liefen durch den Hain,
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras'
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Gluth,
Die wie ein helles Osterfeu'r
Gen Himmel schlug, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dieß und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spuckt,
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Anseh'n sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dieß und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der selbst den Nußbaum hat gepflanzt,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, da sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh', ein alter Kriegsgesell
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt guten Abend, wärmet sich,
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
„Wer bist du, guter alter Mann?"
Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunnersdorf

Das Bein verlor, und, leider Gott's,
Vor Fremder Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind,
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf.
Dort flog ein Arm und dort ein Bein.
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf. — „Steht, Kinder, steht,
Verlasset euren König nicht!“
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte das Grobgeschütz.
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg. — „O Gott,
(Sprach Hans, und sahe Töffeln an,
Und fühlte sich nach seinem Bein)
„Mein Seel', ich werd kein Soldat,
Und wand're lieber hinterm Pflug.
Da sing' ich mir die Arbeit leicht,
Und spring' und tanze wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hinterm Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl
Und unser Heu und Korn dazu:
Dann nehm' ich einen blauen Rock,
Und auf den Buckel mein Gewehr.
Dann komm nur her, du Schelmfranzos!“
Hans, sagte Töffel, lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gieb dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrod!
Ich samml' indessen dürres Holz,
Denn sieh', das Feuer sinket schon.

---

63. Das Christkindlein.

„Erzähl' uns was, lieb' Mütterlein,
Erzähl' uns was vom Christkindlein!

Laß sitzen uns recht dicht bei dir:
Es ist so kalt und dunkel hier.

Wenn Mütterlein so schön erzählt,
Uns minder Frost und Hunger quält!“ —

„So hör't, ihr Kinder mit Bedacht;
Christkindlein geht umher heut' Nacht.

Es trägt ein leuchtend weißes Kleid
Mit güld'nen Sternlein ganz bestreut;

Es trägt eine Kron' aus Edelstein,
Die giebt gar wunderhellen Schein!

Es hält in seines Kleides Schoß
Viel bunte Gaben klein und groß.

Knecht Ruprecht folgt mit schwerem Pack,
Voll Nüss' und Aepfel ist der Sack!

So in der Nacht geht nun das Kind
Und sucht, wo gute Kinder sind.

Bei guten Kindern pocht es an,
Vom Mütterlein wird aufgethan!

Da steht es leuchtend auf der Schwell:
„Sind gute Kinder hier zur Stell?

Den guten bring' ich feine Gaben,
Die bösen sollen die Ruthe haben!

Sie waren gut, dann Mutter spricht —“
„Still, Mütterlein! still, klopft es nicht?“

Und wieder pocht's. „Herein! Herein!
O Mutter, das muß Christkind sein!“

Die Mutter bang' thut auf die Thür:
Ein feiner Knabe steh't dafür.

Barmherz'ger Gott in deiner Höh'!
Du armes Kind in Eis und Schnee!“

O weine nicht und komm in's Haus,
Es ist doch Schutz vor Schnee und Graus!"

Sie führt das Kind in's Kämmerlein.
„Ach Mutter, bringst du Christkindlein?

Du lieb Christkindlein, Gottwillkomm!
Wir waren alle gut und fromm!

Doch Mutter, ach, wie ist's gemeint,
Das Christkindlein so bebt und weint?"

„Christkindlein, ach, ist nicht dahier;
Ein armes Knäblein ist's, wie ihr!

Es weint vor Hunger und vor Frost —"
„O gieb ihm uns're letzte Kost!

O nimm es recht in deinen Arm;
Die Stub' ist kalt, bei dir ist's warm!"

„Christkindlein kann nicht kommen heut'.
Schickt euch ein Brüderlein zur Zeit.

Und was dem Brüderlein gethan,
Das nimmt es für sich selber an!"

„Doch sieh, wie wird's mit Eins so hell,
Als ständ Christkindlein an der Schwell'?

O Mutter, sieh' sein prächtig Kleid!
Mit gold'nen Sternlein ganz bestreut.

Und sollt es doch Christkindlein sein?
Doch nein, von außen kommt der Schein!"

Und wieder pocht es an der Thür:
Es steht ein bärt'ger Mann dafür.

„Knecht Ruprecht! Ei, der fehlte noch!
O Christkindlein, Du bist es doch!"

Die Mutter hat schon aufgethan,
In Aengsten fragt der bärt'ge Mann:

„Sagt an, sagt, gute Frau, geschwind,
Ersah't ihr ein verirrtes Kind?

Gestohlen ward es meinem Herrn;
Wir suchen mit Fackeln nah' und fern!

Zigeuner, die von Ort zu Ort —
Sie haben wir; der Knab' ist fort!

Die Schelme sagen, er entsprang!
Geduld, es hilft des Kerkers Zwang!

Ein blonder Knab' im lichten Kleid!
Hilf Gott, all' Weg' sind verschneit.

„O danket Gott und Jesus Christ!
Eures Herrn Kind gefunden ist!

Es sitzt an meinem armen Herd;
Es ist gesund und unversehrt."

Da stürzt der Diener froh herein,
Hell wird das Haus von Fackelschein!

Der Knabe jauchzt, da er ihn sah:
„Ei alter Ruprecht, bist du da?

Bringst mich zu Vater und Mütterlein?
Wie werden sie sich all' Beide freu'n!

Du alter Ruprecht, was ich bitt'!
Nimm auch die guten Kinder mit!

Und auch ihr Mütterlein zugleich!
O sieh doch, wie sie arm und bleich!

Daheim ist heller Kerzenschein:
Da soll ihnen allen bescheeret sein!"

Nun wünscht' ich wohl nichts weiter mehr,
Als daß ich da gewesen wär'!

Doch sagt ich euch wohl immer aus
Die Freuden all' nach Angst und Graus!

Noch eben Dunkel, Angst und Qual!
Nun Wonn' und Lust im hellen Saal!

Mit tausend Lichtern strahlt der Baum;
Die Kinder steh'n, als wie im Traum.

„O Mutter, sind wir im Himmel d'rein,
Geführt vom lieben Christkindlein?“
Die Mutter sie frohweinend küßt:
„Der Himmel guten Kindern ist!“

64. Die traurige Geschichte.

Hänschen will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel,
Schornsteinfeger will er werden,
Doch das ist nicht nobel,
Hänschen will ein Bergmann werden,
Mag sich doch nicht bücken;
Hänschen will ein Müller werden,
Doch die Säcke drücken,
Hänschen will ein Weber werden,
Doch das Garn zerreißt er:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen! Hänschen! denke d'ran,
Was aus dir noch werden kann.

Hänschen will ein Schlosser werden,
Sind zu heiß die Kohlen,
Hänschen will ein Schuster werden,
Sind zu hart die Sohlen,
Hänschen will ein Schneider werden,
Doch die Nadeln stechen,
Hänschen will ein Glaser werden,
Doch die Scheiben brechen,
Hänschen will Buchbinder werden,
Riecht zu sehr der Kleister:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen! Hänschen! denke d'ran,
Was aus dir noch werden kann.

Hänschen hat noch viel begonnen,
Brachte nichts zu Ende,
D'rüber ist die Zeit verronnen:
Schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden
Und er sitzt voll Sorgen,
Hungert, bettelt, weint und klaget
Abends und am Morgen:
„Ach! warum nicht war ich Dummer
In der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne —
Dummer Hans nur heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran,
Daß aus mir nichts werden kann.“

65. Hinz und Kunz.

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?
K. Wie groß, Hinz? — als ein Straußenei.
H. Du weißt es schön, bei meiner Treu'!
Die Sonne als ein Straußenei!
K. Was meinst denn du, wie groß sie sei?
H. So groß, hör', als ein Fuder Heu.
K. Man dächt' kaum, das es möglich sei!
Potz tausend, als ein Fuder Heu!

66. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten —
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, —
War all' sein Tagewerk — bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil';
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken —
Eh' sich's der Zimmermann versah —
Klapp, stand das ganze Haus — schon fertig da!

Bei'm Bäckermeister war recht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brod, — das neue, vor!

Bei'm Fleischer gieng es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das gieng so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind;
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten,
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf: —
Wapp! hieng die Wurst da schon im Ausverkauf!

Bei'm Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schlief er ein
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und henkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht, —
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein; —
Der Staatsrock sollte fertig sein;

Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
Auf den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht, —
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Sie gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Sie fallen
Mit Schallen,
Sie lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! —
verschwinden All'!

O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

---

67. Merk einmal, was ich vom Hahn alles dir erzählen kann.

Der Hahn in seiner Tennen
Thut herzhaft einen Schrei;
Da kommen alle Hennen
Geschwind, geschwind herbei.

Da nennt er sie bei ihren
Zunamen allzumal,
Und führet sie spazieren
Hinunter in das Thal.

Führt sie zu einem frischen
Labtrunk am Wiesenborn,
Giebt ihnen aufzutischen
Gar manches Gerstenkorn.

Und daß auch nicht der Braten
Abgehe bei dem Schmaus,
So ist er gleich berathen
Und geht auf's Jagen aus.

Ein Käfer kommt gewackelt,
Schön dunkelgrün und roth,
Da wird nicht lang gefackelt,
Herr Hahn, der schießt ihn todt.

Und schlachtet mit dem Schnabel
Den Käfer wie ein Kalb,
Und theilt ihn ohne Gabel
In Stückchen halb und halb.

Dann ruft er alle Hennen
Mit gluck, gluck, gluck zu Hauf,
Die wackeln und die rennen
Daher im schnellsten Lauf.

Und nach dem Braten recken
Sie den gestreckten Hals,
Und lecken ihn und schmecken
Ihn ohne Salz und Schmalz.

Und wenn das Schnabuliren
Hierauf ein Ende hat,
Dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.

Er aber vor dem Stalle
Singt noch ein Kikriki,
Und rastet nicht, bis alle
Auch eingeschlafen hie.

Dann legt er auf die Seiten'
Den zunderrothen Kamm,
Daß morgen er bei Zeiten
Den Bauer wecken kann.

---

68. Wie sich der Fritz bei Tische betragen soll.

„Höre, Fritz, ich will dir sagen,
Wie du dich sollst stets betragen,
Wenn du an dem Tische bist
Und mit deinen Eltern ißt!"
Dieß der Vater, als er aß,
Sprach zum Fritz, der bei ihm saß.
„Erstlich mußt du bei dem Essen
Nicht den lieben Gott vergessen,
Der die Speisen hat gegeben,
Der dir gab dein junges Leben!
Danke ihm in dem Gebet
Für das Essen, was da steht!
Stets mußt du bescheiden sein
Nicht gleich ungeduldig schrei'n,
Sondern recht schön warten eben,
Bis die Mutter dir gegeben.
Dann mußt du fein ruhig essen,
Nicht wie Hunde schlingen, fressen,
Auch nicht wie ein Schweinchen
schmatzen,
Auch nicht auf dem Teller kratzen;
Nimm auch nichts zu heiß in Mund,
Sonst verbrennst du dir den Schlund!
Mußt auch ruhig sitzen bleiben,
Keine Kinderpossen treiben,
Darfst nicht auf dem Stuhle reiten,
Auch nicht mit den Füßen läuten,
Sonst wirst du herunterfallen;
Tisch und Teller auch mit Allem
Purzelt über dich daher,
Daß man sieht von dir nichts mehr!
Und die heiße Supp' verbrennt
Dich, daß man dich nimmer kennt.
Was die Mutter dir gegeben,
Mußt du essen, nicht daneben
Schauen und Gesichter schneiden,
Sonst mußt du dafür viel leiden.
Denn wer gute Kost verschmähet,
Nur nach Leckerbissen spähet,
Den straft einst der liebe Gott,
Daß er kommt in große Noth;
Er muß hungern und muß leiden,
Das thut er sich selbst bereiten.
Denke, wer die Kost verschmäht,
Dem es übel einst ergeht!" —
Und für diese gute Lehr'
Dankte Fritz dem Vater sehr,
Und hat nichts davon vergessen,
War stets artig bei dem Essen.

---

69. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich's Euch und jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth —
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd."

„Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder:
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.
Wir, zum Exempel, geh'n jetzunder,
Und werden keine Stunde geh'n:
So wirst du eine Brücke seh'n,
(Wir müssen selbst darüber geh'n)
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig seyn.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dieß vernommen;
„Ach, sprach er, lauft doch nicht zu sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.

„Ja, Vater! fieng er an, der Hund, von dem ich redete,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.“

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

70. Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth;
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gelassen werden wollte;
Doch hatt' er, Tag für Tag, mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.
Dann klagt' dem Vater er sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen;
Ich bin gleich außer mir, und kann mich dann nicht fassen.
„Willst du's, so kannst du auch. Nur habe guten Muth,
Wirst seh'n, was fester Ernst für große Dinge thut,
Geh' vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg' ich dir!“
Er ließ ihn lange warten,
Sehr lange. Fritzen schmerzt es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen,
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War er doch froh und freundlich als ein Sohn.

„Nun, Kinder! macht ein Spiel auf eurer Kegelbahn!“
Das Spiel stand Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen,
Das gab den andern was zu lachen;
Gleich war der Zorn und Eifer da.

Das Spiel gieng an, zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt.
Doch dießmal, aus Respekt vor'm Vater,
Verbiß er seinen Zorn und zwang sich mit zu scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,

Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt er mit aus frohem Herzen.
„Wie kam's, fragt' ihn der Vater d'rauf,
Du hieltest dich ja gut, du bliebest ganz gelassen?
Aus Liebe gegen mich? Recht wohl! Nun sieh'st du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht,
Was thut denn das dabei, daß dich der Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?"

---

71. Heldenmüthige Kindesliebe.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn auf's nächste Dorf, wo eben Kirmeß war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der, Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur:
Und das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal bat er nicht den Vater, abzusteigen,
Und ihm bald dieß, bald das zu zeigen.
Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel Pyrenäen;
Ihm waren Teiche große Seen;
Ein Birkenbusch ein ungeheu'rer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauerngute
Ein großer Pudelhund daher.
Was ist das? sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.
Ach, rief der Vater aus: mein Sohn, ein Bär, ein Bär! —
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.
„Nein, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich werfen Sie mich von dem Pferde;
Indem ich nun mich fressen lassen werde,
So jagen Sie davon. Das wird doch Sie befrei'n!"

O, welch ein Muth, in scheinbaren Gefahren,
Für einen Knaben von acht Jahren!

---

72. Der Menschenfreund.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Ergab sich jüngst dieß Trauerspiel:
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Der edle Fürst, des Landes Vater, sah
Des Kindes Noth, rief vieles Volk zusammen,
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
D'rauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil keiner sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Gluth,
Und seinem Edelmuth
Gelang die schöne That. — Dem Tod entrissen,
Legt' er das Kind zu seines Fürsten Füßen.
„Freund! sprach der Fürst, du bist belohnungswerth;
Hier nimm noch mehr, als du begehrt!"
„Nein, sprach der Arme, Gott, der Herr,
Hat schon belohnt — er half. Wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Geldes nicht.
Sie mögen's armen Leuten geben!
Das, was ich that, war meine Pflicht."

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt.

73. Schnell aus Cassel.

Begleitet von zwei treuen Hunden
Gieng S ch n e l l, ein Fleischer, über Land.
Schon waren ihm nach wenig Stunden
Die Thürme seiner Stadt verschwunden,
Als in dem Wald, durch den sein Weg sich wand,
Ein Mann mit Knotenstock, im Blicke
Mehr tiefen Gram als Herzenstücke,
Bescheiden flehend vor ihm stand:
„Freund, nur ein Kleines einem Armen,
Gott näher bringt dich das Erbarmen."
S ch n e l l wendet sich und zieht hervor
Ein Silberstück, als über's Ohr

Der Unhold ihn mit einem Schlag
Zu Boden stürzt. Der Fleischer lag
Betäubt und auf dem Punkt beraubt zu seyn.
Die Hunde stürzten d'rauf gleich auf den Mörder ein,
Zerfleischen schrecklich ihn und zerren
Ihn endlich bis zum nahen Sumpf,
Dann fliegen sie zurück zu ihrem Herren,
Der noch an allen Sinnen stumpf
Am Boden lag; beriechen und belecken,
Um ihn in's Leben zu erwecken,
Ihm freundlich Händ' und Angesicht.
Schnell wachet auf, sieht seinen Mörder nicht,
Doch findet er sein Geld und seine Hunde,
Fühlt keine Beule, keine Wunde,
Und wandert seines Weges fort.
Urplötzlich dringt aus einem nahen Ort
Ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach und sieht
Den Räuber blutend und verloren,
Wenn niemand rettet. Hochentglüht
Von Menschlichkeit und Tugend, springet
Er muthig in den Sumpf, und zieht
Selbst seinen Mörder an das Land, er ringet
Ihm Haar' und Kleider aus, und jagt
Die Hunde fort; worauf er endlich fragt:
„Was that ich dir, daß du mich schlugest,
Und friedlich nicht ein klein Geschenk von mir
Zurück in deine Hütte trugest?“ —
„Mitleiden! sprach der Räuber hier —
Ich that's, weil höchster Grad der Noth
Die Wahl mir ließ von mein' und deinem Tod.“
„Ich könnte, sprach der edle Fleischer hier,
Ich könnte jetzt auf Tod und Leben
Dich den Gerichten übergeben.
Doch armer Mann, Verzeihung dir!
Nimm diesen blanken Thaler hier,
Und ruhig eil' dann fort von mir,
Kein Mensch soll wissen, was sich hier begeben!“

74. Der edle Sohn.

Im Drange seiner stillen Sorgen
Gieng einst an einem frühen Morgen
Der edle junge Valentin
Zum Hauptmann von der Werbung hin
Herr! sprach er, wollen Sie mich werben?
Ich bin bereit, für Vaterland
Mit Heldenmuth und kühner Hand
Zu kämpfen, und im Kampf zu sterben.
Der Offizier, ein edler Mann,
Sieht freundlich erst den Jüngling an,
Denn, o! man kann sich tapfer schlagen,
Und doch ein weiches, sanftes Herz
Dicht unter Harnischen von Erz
Und bei dem Pandelire tragen.
Bedenket, sprach er, was Ihr thut,
Bedenkt's, Ihr seyd ein junges Blut,
Könnt Ihr auch wohl des Krieges Plagen,
Könnt Ihr mit felsenfestem Muth
Durst, Hunger und Strapazen tragen?
Ich, spricht der Jüngling, zitt're nicht,
Ihr dürft mir jetzo für mein Leben
— Hier netzten Thränen sein Gesicht —
Nur hundert Gulden Handgeld geben.
Was? hundert? fiel der Hauptmann ein;
„Ja! hundert, Herr! die müssen's seyn!"
Wohlan mein Freund, du sollst sie kriegen.
Schnell zählt der Hauptmann voll Vergnügen
Aus seiner Kiste blank und baar
Dem Jüngling hundert Gulden dar.
Laßt mich, begann der junge Mann,
Nur einmal noch nach Hause gehen,
Damit ich Abschied nehmen kann.
Der Hauptmann läßt auch das geschehen,
Doch folgt er still dem Jüngling nach,
Bis unter eines Kerkers Dach;
Doch was er jetzt gehört, gesehen,
Gerührte Muse! mal' es nach.
Hier lag mit abgehärmten Mienen
Der Vater Valentin's auf Stroh:
Auf! rief der Jüngling, und sey froh!
Ich bin zu deinem Heil erschienen.
Nimm hier dein Lösegeld von mir,
Ich bin Soldat, die Summe hier
Ist Handgeld, doch gern will ich sterben;
Es rettet dich ja vom Verderben;
So sprach der edle junge Mann.
Der Hauptmann lauschte mit Entzücken,
Er tritt herein. Sohn! fängt er an,
Laß dich an meinen Busen drücken,
Behalte du das Geld zum Lohn,
Für deine That, du edler Sohn!
Auch darf dich Krieg und Dienst nicht kränken,
Sey frei! ich will das Geld dir schenken,
Und mich belohnt das Glück allein,
Der Zeuge deiner That zu seyn.
Was seh' ich jetzt? o welch Entzücken!
Seht selbst, weil es mir auszudrücken,
Nicht das Gefühl, nur Farbe fehlt;
Seht, wie mit heißen Freudenthränen
Das Kleeblatt sich umschlungen hält! —
Der Vorhang sinkt; denn solche Scenen
Sind fast zu schön für unsre Welt.

Anhang.

Ein halbes Hundert Denksprüche.

1. Schweigen bis zur rechten Zeit
Uebertrifft Beredsamkeit.
2. Gefällig sein, ist deine Pflicht,
Doch Jedermann gefällst du nicht.
3. Dein' eig'ne Hand dich nähren soll,
So lebst du recht und geht dir wohl.
4. Versprechen und Halten
Steht an Jungen und Alten.
5. Das Herze ist das allerbest,
Das sich allzeit auf Gott verläßt.
6. Wen Gott nicht hält,
Der fällt.
7. Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit.
8. Gieb gern den Armen, und freundlich und still,
So bist du ein Geber, wie Gott ihn will.
9. Dankbarkeit ist eine schöne Tugend,
Zieret das Alter und die Jugend;
Wen man undankbar nennen kann,
Dem hängen alle Laster an.
10. Bedenke, daß, wo du auch bist,
Doch Gott in deiner Nähe ist.
11. Eines Menschen Thun und Wesen,
An der Stirne ist's zu lesen.
12. Was einmal Unrecht gewesen ist,
Das bleibt Unrecht zu aller Frist.
13. Rede wenig, aber wahr,
Vieles Reden bringt Gefahr.

14. Junges Blut,
Spar' dein Gut,
Armuth im Alter wehe thut.

15. Was du nicht willst, das dir geschicht,
Das thu' auch einem Andern nicht.

16. Suchst du einen Thoren,
So fang' dich selbst bei den Ohren.

17. Das Gewissen sagt uns wohl,
Was man thun und meiden soll.

18. Böses läßt sich leicht verrichten,
Aber nicht leicht wieder schlichten.

19. Ehrlich währt am längsten,
Schuftig lebt in Aengsten.

20. Gefundenes verhohlen
Ist so gut wie gestohlen.

21. Fleiß bringt Brod,
Faulheit Noth.

22. Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sprechen immer träge Leute.

23. Wer säet,
Der mähet.

24. Aufschieb
Ist ein Tagedieb.

25. Besser allein,
Als in böser Gemein.

26. Ein böser Geselle
Führt den andern zur Hölle.

27. Reu',
Des Herzens Arznei.

28. Fangst du dein Werk mit Beten an,
Ist's um die Hälfte schon gethan.

29. Was Gott nicht hält, das geht zu Grund,
Wenn's gleich auf eisern Mauern stund;
Was aber Gott auch will ernähren,
Das kann ja kein Unfall verzehren.

30. Thue wohl, siehe nicht wem —
Das ist Gott angenehm.

31. An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

32. Thäten wir nur was wir sollten,
Thäte Gott auch, was wir wollten;
Weil wir nicht thun was wir sollen,
Thut auch Gott nicht was wir wollen.

33. Was du sinnest, was du thuest,
Denk' an Gott den Vater dein:
Wenn du wachest, wenn du ruhest,
Wirst du da bewachet sein.

34. Frisch begonnen,
Halb gewonnen.

35. Ordnung lerne, liebe sie;
Ordnung spart dir Sorg' und Müh'.

36. Iß, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Sprich, was wahr ist.

37. Reiner Mund und treue Hand
Gehen durch das ganze Land.

38. Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

39. Verlaß dich nicht auf diese Welt,
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

40. Es wird nichts so fein gesponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen.

41. Gute Sprüche, weise Lehren
Muß man üben, nicht blos hören.

42. Verspotte, liebes Kind, nie Schwachheit und Gebrechen;
Es könnte solchen Spott ein gleiches Unglück rächen.

43. Eh' man noch ein Wörtchen spricht,
Weiß schon Gott, was uns gebricht.

44. Wer im Sommer nicht mag schneiden,
Muß im Winter Hunger leiden.

45. Wer etwas kann, den hält man werth,
Des Ungeschickten Niemand begehrt.

46. Scharfe Schwerter schneiden sehr,
Scharfe Zungen noch viel mehr.

47. Reines Herz und froher Muth
Steh'n zu allen Kleidern gut.

48. Eine grobe Kuh, ein störr'scher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Esel, der faul,
Die muß man nehmen, wie sie sind;
Können nun einmal nicht anders werden.
Aber ein eigensinnig Kind,
Das dumm und faul und grob gesinnt,
Das ist das Häßlichste auf Erden,
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!

49. Ein junger Lügner, ein alter Dieb:
D'rum, Kind, behalt' die Wahrheit lieb.

50. Die Kinder, die recht folgsam sind
Und fromm und gerne lernen,
Die nimmt der liebe Gott einst auf
Zu seinen gold'nen Sternen.